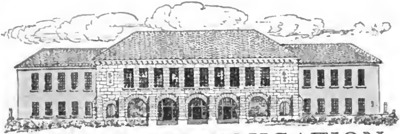
Kind und Welt.

Von

B. Sigismund.



Berthold Sigismund's

Kind und Welt.

Zweite vermehrte Auflage.

Berthold Sigismund's

Kind und Welt.

Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie

mit

Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben

von

Chr. Ufer,

Rektor der Gebr. Reichenbach-Bürgerschulen
in Altenburg.

Zweite vermehrte Auflage.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1897.

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers.

Zu den Büchern, die ihre Schicksale haben, gehört auch Sigismunds „Kind und Welt“. Aus dem Umstande daß das Vorwort bereits zu Neujahr 1855 geschrieben war, während das Büchlein erst 1856 an die Öffentlichkeit kam, läßt sich wohl auf längeres Suchen nach einem Verleger schließen; daß es nicht die ursprünglich beabsichtigte Fortsetzung fand, — der Verfasser hat es ausdrücklich als ersten Teil bezeichnet, — wird man auf die geringe Nachfrage zurückführen dürfen; und jetzt, nach vierzigjährigem Dasein, ist es ihm dennoch beschieden, sich in neuem Gewande denen vorstellen zu können, die gern seine Bekanntschaft machen möchten, und deren Zahl ist, wie ich glaube, nicht gering.

Der liebevolle Biograph des Verfassers, Dr. Karl Markscheffel, meint zwar, Sigismunds Name sei heutzutage fast verschollen, und vergebens suche ihn das Denkmal in Rudolstadt dem leicht vergeßlichen Tagesgeschlecht ins Gedächtnis zurückzurufen. Gewiß werden nur noch wenige von der umfassenden und vielseitigen

schriftstellerischen Thätigkeit Sigismunds einen Begriff haben und sie entsprechend würdigen, aber bei denen, die auf dem Gebiete der Psychologie des Kindes arbeiten oder doch Bescheid wissen, ist sein Name nicht vergessen. In „Kind und Welt“ hat er sich selber ein Denkmal gesetzt, das nicht bloß in Thüringen, nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt an ihn erinnert, und wem es noch nicht zu Gesicht gekommen ist, der hat wenigstens von ihm gehört, auch wohl gefragt: Wer ist oder wer war Berthold Sigismund?

Am 19. März 1819 erblickte er als erstes Kind eines Amtsaktuars und Notars zu Stadtilm im Schwarzburgischen das Licht der Welt und verlebte hier die ersten zehn Jahre, bis die Übersiedelung nach Blankenburg im Schwarzathal erfolgte, wohin der Vater als Justizamtmann versetzt worden war. Nach weiteren drei Jahren kam er auf das Gymnasium zu Rudolstadt, und 1837 bezog er die Universität Jena, um Medizin zu studieren. Nachdem er in Leipzig und Würzburg seine Studien fortgesetzt und beendigt hatte, ließ er sich mit 23 Jahren als Arzt in Blankenburg nieder, nahm jedoch schon bald darauf infolge beruflicher Enttäuschungen und schwankender Gesundheit eine Haus-

lehrerstelle in Lenzburg bei Aarau an und wurde 1844 Lehrer der Anthropologie und Naturwissenschaften an einer Privatschule in der Nähe von Sheffield. Das Heimweh des Thüringers ließ ihn hier indeß nicht lange bleiben. Nachdem er auf der Rückreise zum Zwecke medizinischer Studien noch eine kurze Zeit in Paris verweilt hatte, — das Leben hierselbst erschien ihm mehr nützlich denn angenehm, — finden wir ihn im Herbst 1845 wieder in Blankenburg, wo er zunächst als Arzt thätig ist, dann aber auf Zureden seines Vaters 1846 die Wahl zum dortigen Bürgermeister annimmt. Die Stürme des Jahres 1848 verfingen sich auch im Schwarzathale und ließen Sigismund nicht unberührt. Obwohl von sehr gemäßigter politischer Haltung, so doch mit den deutschen Zuständen unzufrieden, — zarte Spuren davon zeigen sich auch gelegentlich in „Kind und Welt", — richtete er, wie damals so viele, seinen Blick nach Amerika; er gab aber nach dem Eintritte ruhiger Verhältnisse seinen Entschluß zur Auswanderung wieder auf und siedelte 1850 nach Rudolstadt über, wohin man ihn wegen seiner reichen Kenntnisse in den Naturwissenschaften und neueren Sprachen als Lehrer an das Gymnasium und die Realschule berufen hatte.

Der bald darauf mit einer Rudolstädter Bürgerstochter, Pauline Henning, geschlossenen Ehe entsprossen zwei Kinder; an dem ältesten derselben, einem Knaben, stellte er die Beobachtungen an, die er später in „Kind und Welt“ veröffentlicht hat. Er starb 1864 im Alter von erst 45 Jahren an einem Blutsturze, tief betrauert von den Seinen, von seinen Kollegen und Schülern, von seinen Mitbürgern und den zahlreichen Verehrern, die ihm seine Schriften und Dichtungen nah und fern gewonnen *).

Sigismunds schriftstellerische Thätigkeit war stets feinsinnig und anregend, in geographischer Hinsicht, wie seine im Auftrage der Staatsregierung bearbeitete Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt zeigt, auch wissenschaftlich verdienstvoll, aber eigentlich bahnbrechend wirkte er nur durch die Herausgabe von „Kind und Welt“ auf dem Gebiete der Kinderpsychologie.

Freilich war er darin nicht ganz ohne Vorgänger,

*) Dr. Karl Markscheffel, Berthold Sigismund. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller. Jena 1894.

wenn auch Lockes Versuch über den menschlichen Verstand, von dem er im Vorworte bemerkt, daß er ihm erst nachträglich bekannt geworden sei, hier nicht in Betracht gezogen werden kann, und wenn ferner auch Löbischs 1851 erschienene Schrift über die Entwickelungsgeschichte der Seele des Kindes die Priorität der Idee Sigismunds nicht wesentlich beeinträchtigt. Aber schon im Jahre 1787 hatte Dietrich Tiedemann im zweiten Bande der Hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst die von mir neu herausgegebenen Beobachtungen über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern veröffentlicht, die hinsichtlich der Methode einen Vergleich mit der Sigismundschen Arbeit sehr wohl aushalten. Der Verfasser von „Kind und Welt“ hat die Aufzeichnungen Tiedemanns und die Darstellung Löbischs nicht gekannt, wie sich aus dem Vorworte klar ergiebt. Im Interesse des Zusammenhanges der Forschung mag das zu bedauern sein; wenn er aber bemerkt, er wisse nicht, „ob nicht manches schon besser dargestellt sei“, so läßt sich bei aller Vorsicht doch sagen, daß dies keineswegs der Fall war, wenigstens nicht hinsichtlich „der treuen, von der Theorie ungefärbten Beobachtungen“, auf die es ihm

in erster Linie ankam, und auf die es auch bei dem gegenwärtigen Stande der Kinderpsychologie noch immer ankommen muß. Diese treuen Beobachtungen sind es auch, — der Artikel „Natursinn“ in der Schmidschen Encyklopädie kommt wenig in Betracht, — die Sigismund in den weiteren Kreisen der Pädagogen bekannt gemacht haben, in erster Reihe durch Zillers Vermittelung, der ihn noch im Jahre 1876 als den besten Kenner der Kindesnatur bezeichnete; sie sind es ferner, die die Aufmerksamkeit der modernen Kinderpsychologen besten Rufes — es brauchen bloß Perez und Preyer erwähnt zu werden, — immer wieder auf ihn zurücklenken.

Sigismund war nicht ein Psycholog im strengen Sinne des Wortes; hatte er doch nach seiner eigenen Aussage „nur ein einziges von den zahlreichen Lehrbüchern der Psychologie gelesen“, — es scheint der Herbartschen Richtung angehört zu haben, — „und auch dieses vielleicht nicht recht verstanden“; gleichwohl aber erkannte er mit voller Klarheit die hohe Bedeutung, welche der Beobachtung des Kindes für die Ergründung der Geheimnisse des Seelenlebens zukommt.

„Daß zum vollen Verständnis eines Naturwesens“, so beginnt das Vorwort zu „Kind und Welt“, „das Studium seiner Entwickelung von den ersten Anfängen an erforderlich sei, ist ein Grundsatz, der jetzt für alle Naturwissenschaften maßgebend gilt und vom segensreichsten Einflusse gewesen ist. Niemand wird oder darf mehr behaupten, er kenne und verstehe eine Pflanze, wenn er sie nur in ihrer Blütezeit gesehen hat; denn der Keim und die jüngsten Zustände sind eine gleichberechtigte, nur in anderer Lebensform existierende Verwirklichung eines bestimmten Wesens, und sich mit der Beobachtung der ausgebildeten Naturwesen begnügen heißt mit eben dem Rechte Naturgeschichte, als die bloße Kenntnis der Bildungshöhe eines Volkes den Namen Geschichte des Volkes verdient. Aber nicht bloß unvollständig, auch unverständlich bleibt die Naturgeschichte eines Wesens ohne die Kenntnis seiner Uranfänge, denn nur durch die Anschauung dieser einfachen Formen und Verhältnisse lernt man den verwickelten Bau und die mit und durcheinander wirkenden Kräfte verstehen, welche das ausgebildete Wesen zeigt. Wenn nun zum Verständnis der Pflanzen ihre Entwickelungsgeschichte notwendig und förderlich ist, sollte es dan

bessere Einsicht in die ungemein verwickelten geistigen Lebensthätigkeiten des Menschen zu gewinnen, nicht ersprießlich sein, einmal ab ovo, d. h. von Neugeborenen anzufangen und der allmählichen Entfaltung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten zuzusehen, um Knospe für Knospe in ihrer Entfaltung zu belauschen?“

Gegen diese Worte wollen die geringschätzigen Äußerungen selbst eines Wundt, der über die Psychologie der Kinderstube spottet, nichts besagen; sie drücken in anschaulicher Form dieselbe unbestreitbare Wahrheit aus, die in etwas kürzerer Fassung Münsterberg vertritt, wenn er meint, die Kinderbeobachtung gewinne für die Psychologie beinahe die grundlegende Bedeutung, welche die Embryologie für die Anatomie besitzt.

Es kann auffallen, daß Sigismund im Vorworte nicht, wie schon lange vor ihm Tiedemann, des Wertes der Kinderpsychologie für die Pädagogik besonders gedenkt; indessen hat er auch diesen Punkt insofern nicht übersehen, als sich im Buche selbst eine Fülle trefflicher Ratschläge betreffs des Erziehungswerkes finden. Es verlohnt sich aber, noch mit einigen Worten darauf einzugehen.

Wenn die von allen Pädagogen gestellte Forderung

der naturgemäßen Erziehung einen vernünftigen Sinn haben soll, so kann sie nur bedeuten, daß der Erzieher unter steter Beachtung des ethischen oder, wenn man will, des ethisch-religiösen Zieles den natürlichen Entwickelungsgang des kindlichen Seelenlebens fördernd, nach Umständen aber auch hemmend, ja in gewissem Sinne sogar heilend zu beeinflussen habe durch solche Maßnahmen, die der jeweiligen geistigen Entwickelungsstufe möglichst angemessen sind und daher den meisten Erfolg versprechen. Diese Entwickelung läßt sich aber nicht zuverlässig konstruieren, sondern sie will durch sorgfältige und denkende Beobachtung gefunden sein. Daher hat Preyer durchaus recht, wenn er sagt: „Ohne das Studium der Seelenentwickelung des kleinen Kindes kann die Erziehungs- und Unterrichtskunst auf festen Boden nicht begründet werden.“ Nur ist hinzuzufügen, daß sich dieses Studium nicht auf das kleine Kind beschränken darf, sondern bis zum Eintritt der Pubertät sich auszudehnen hat.

Wenn ich bisher immer von der seelischen Entwickelung des Kindes geredet habe, so darf das nicht so verstanden werden, als stimme dieselbe bei allen Kindern überein. Bei vielen wird das im allgemeinen

ja der Fall sein, aber daneben giebt es doch auch nicht wenig Eigenartige, und gerade diese sind es, die bei der Erziehung die größte Mühe machen, entschieden mit aus dem Grunde, daß man ihr Wesen nicht genügend erkennt und sie infolgedessen auch nicht zweckmäßig behandeln kann. Auch dies Eigenartige wird am besten auf dem Wege der Entwickelung begriffen.

Man darf daher kurz sagen: Ohne die Kinderpsychologie keine wahrhaft genetische Psychologie, ohne diese keine sichere Grundlage der Pädagogik, insbesondere der individualisierenden Erziehungskunst.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß es die Kinderpsychologie nicht mit neuen Thatsachen zu thun hat, die in dem, was man unter Psychologie versteht, keine ihrer Natur entsprechende Stellung und Würdigung finden könnten. Sie kann daher auch nicht den Anspruch erheben, den sie allerdings vielfach erhoben hat, nämlich als eine neue, selbständige Wissenschaft zu gelten; sie bedeutet vielmehr nur einen neuen Gesichtspunkt für die psychologische Forschung, den man den wahrhaft genetischen nennen darf. Damit ist ihr Inhalt im allgemeinen bestimmt.

Im einzelnen lassen sich eine Menge Fragen aufwerfen, deren Beantwortung ihr zukommt. Von solchen Fragen führt Sigismund im Vorworte folgende an: „Wann beginnt die Wahrnehmung der Außenwelt, und durch welche Sinne zuerst? Wann bemerkt man den ersten deutlichen Willensakt, und worauf ist er gerichtet? Wann lernt das Kind die Wesen seiner Art erkennen, wann ihre Gefühle teilen? Wann und wie kommt es zum klaren Bewußtsein seines Ich? Nach welchen Gesetzen bildet es seine Sprache? Wann entfaltet sich die höchste Blüte des Menschenwesens, das sittliche Gefühl?“

Es liegt kein Grund vor, diese Zahl hier noch zu vermehren, weder durch Zerlegung der aufgeworfenen Fragen, noch durch Hinzufügung neuer; eine gewisse Vollständigkeit würde auf beschränktem Raume nach dem gegenwärtigen Stande der Kinderpsychologie ohnehin unmöglich sein, und dabei wächst die Menge der Fragepunkte noch täglich. Auch von einer schulgerechteren Fassung und Anordnung kann ich Abstand nehmen, denn dem Laien wäre damit kaum gedient, und der psychologisch gebildete Leser bedarf dieser Hülfe nicht.

Auf den ersten Augenblick könnte es scheinen, als

sei Sigismund bei dem Versuche, die gestellten Fragen zu beantworten, vom psychologischen Gebiete gelegentlich in das physiologische abgeirrt. Es ist aber zu bedenken, daß die Grenzen zwischen Psychologie und Physiologie schon zu Sigismunds Zeiten nicht streng gezogen werden konnten, und daß diese Schwierigkeit in der Gegenwart mit jedem Tage zunimmt. Daher ist in dieser Beziehung dem Verfasser von „Kind und Welt“ nicht allein kein Vorwurf zu machen, sondern wir dürfen uns im Gegenteil von ihm mahnen lassen, das Gebiet der Kinderpsychologie nach der physiologischen Seite hin nicht voreilig abzugrenzen, wenn wir insbesondere der Pädagogik nicht einen Schaden zufügen wollen, an dem eine neuere und im übrigen sehr verdienstvolle Richtung der Erziehungswissenschaft ohne Schuld ihres Meisters bereits krankt.

In engem Zusammenhange hiermit stehen, wie auch Sigismund bei Besprechung der oft gedrückten Stimmung des Kindes andeutet, gewisse Störungen des seelischen Lebens, denen gleichfalls die Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Man kann zwar oft, sogar von Ärzten, die Ansicht hören, dergleichen komme beim Kinde selten vor, aber die zusammenfassenden Dar=

stellungen von Emminghaus und Moreau zeigen zur Genüge, daß auch das Seelenleben des Kindes Störungen mannigfacher Art nur zu sehr ausgesetzt ist, und nachdem kürzlich Koch die Lehre von den psychopathischen Minderwertigkeiten begründet und damit das psychiatrische Gebiet wesentlich erweitert hat, steht zu erwarten, worauf die Arbeiten Roemers bereits hinweisen, daß für die Kinderpsychologie auch nach dieser Seite ein theoretisch und praktisch wertvolles Feld der psychologischen Forschung noch an Ausdehnung gewinnt. Man darf sich nur nicht durch den Einwand irre machen lassen, psychiatrische Dinge gehörten überhaupt nicht in die Psychologie. Was wohl zuerst Maudsley in dieser Beziehung ausgeführt hat, ist noch immer unwiderlegbar, und wenn man an dem Irrenarzte Anstoß nimmt, so darf man, von vielen anderen Psychologen zu schweigen, auf Volkmann von Volkmar verwiesen werden. Was die Pädagogik betrifft, so sei daran erinnert, daß kein Geringerer als Strümpell sich genötigt gesehen hat, in der zweiten Auflage seiner Pädagogischen Pathologie auf die psychischen Störungen des Kindesalters in bedeutendem Umfange Rücksicht zu nehmen, nachdem der Versuch, an ihnen

vorüber zu gehen, sich als nicht zweckmäßig herausgestellt hatte *).

Soll die Kinderpsychologie in psychologischer und pädagogischer Beziehung diejenigen Dienste leisten, welche man mit Recht von ihr erwarten darf, so ist natürlich zunächst erforderlich, daß sie mit aller Sorgfalt darauf ausgehe, nach Sigismunds schon erwähntem Ausdrucke „treue, von Theorieen ungefärbte Beobachtungen“ zu geben, und zwar, wie bereits von Tiedemann betont worden, in biographischem Zusammenhange, damit sich der Fortschritt in der Entwickelung zeige. Dabei gilt es, den Fehler voreiliger Verallgemeinerung zu vermeiden; denn die Kindernaturen sind nicht bloß hinsichtlich der Schnelligkeit der Entwickelung, sondern auch betreffs der wesentlichen Ansatzpunkte derselben, wie auch noch in mancher anderen Beziehung oft sehr verschieden. Sigismund hatte die Absicht, durch Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen andere zu ähnlichen Beobachtungen an-

*) Siehe meine Schriften: Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule (Wiesbaden 1890) und Geistesstörungen in der Schule (ebendas. 1891). Vergl. auch Trüper, Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter. Gütersloh 1893.

zuregen, „um durch sie eine Sammlung methodischer Kinderbiographieen zu erhalten, aus welchen sich dann durch Induktion diejenigen Gesetze der menschlichen Entwickelung ableiten ließen“, über die er in Büchern vergebens Belehrung gesucht. In demselben Sinne hatte sich schon Tiedemann am Schlusse der psychologisch-biographischen Skizze seines Kindes geäußert. Gleichwohl aber besitzen wir bis auf den heutigen Tag nur zwei umfassende Arbeiten, die diesen Weg eingeschlagen haben, nämlich von Preyer und Miß Shinn, und daher kommt es, daß der Wert des bisher auf dem Gebiete der Kinderpsychologie erarbeiteten Materials, wenigstens was den Gesichtspunkt der Entwickelung anlangt, nicht im richtigen Verhältnisse zur Masse steht.

Erst müssen wir noch viel mehr Beobachtungen über die Entwickelung einzelner Kinder haben, bevor wir mit dem möglichen Nutzen vergleichend verfahren, zur Induktion übergehen können.

In Anbetracht des Umstandes, daß die Selbstbeobachtung die Hauptquelle der Psychologie ist, — bei Kindern freilich kann aus naheliegenden Gründen von ihr nicht die Rede sein, — ließe sich die Frage aufwerfen,

ob nicht die Jugenderinnerungen der Erwachsenen geeignet seien, das notwendige Vergleichungsmaterial zu beschaffen.

Dem gegenüber braucht zunächst nur daran erinnert zu werden, daß unser Gedächtnis beispielsweise in die von Sigismund behandelte, für die Psychologie so überaus wichtige Periode nicht zurückreicht; ferner ist es hinsichtlich desjenigen Lebensabschnittes, den es der Zeit nach im allgemeinen beherrschen mag, im einzelnen doch nicht treu genug, daß es uns über unsere seelische Entwickelung, denn hierauf kommt es immer an, auch nur einigermaßen befriedigenden Aufschluß geben könnte, und endlich erscheint es auch in dem, was es wirklich aufbewahrt hat, namentlich nach der gefühlsmäßigen Seite hin, nicht so zuverlässig, daß es uns, wie Volkmann von Volkmar sich ausdrückt, durch seine „idealisierende Metamorphose“ nicht täuschte.

Und was von der eigenen Erinnerung gilt, das gilt in noch höherem Grade von der Erinnerung anderer, wie wir sie aus erster Hand in Autobiographieen erhalten, denn bei solchen für die engere oder weitere Öffentlichkeit bestimmten Darstellungen gesellt sich zu den schon genannten Fehlerquellen gar leicht noch die,

daß aus Gründen, die sicherlich nicht das Streben nach psychologischer Zuverlässigkeit stärken, gar manches verschwiegen wird, dessen man sich sehr wohl erinnert, und manches hineingetragen wird, dessen man sich gern „erinnern“ möchte. Manche Selbstbiographieen gewinnen zwar den Schein der Aufrichtigkeit durch eingestreute Selbstverurteilungen, von denen aber Volkmann von Volkmar sagt, daß sie noch mehr Mißtrauen verdienten als die Selbstbeurteilungen, und es fehlt nicht an Beispielen, man braucht bloß Rousseau zu nennen, die ihm recht geben.

Auch Sigismund hat, bis jetzt freilich nur handschriftlich vorhandene, Jugenderinnerungen hinterlassen, die nach dem Berichte Markscheffels und wie sich auch ohnehin denken läßt, reizend zu lesen sind, gleichwohl aber unter dem Gesichtspunkte der psychischen Entwickelung nur geringe Ausbeute zu gewähren scheinen. Dazu sind derartige Rückblicke, von allem andern abgesehen, auch viel zu summarisch, für die ganze Kinderzeit viel zu sehr in Bausch und Bogen gehalten, und es muß daher in wissenschaftlicher Beziehung als verfehlt angesehen werden, wenn man neuerdings den Versuch gemacht hat, die Entwickelung des Kindes

vorzugsweise oder fast ausschließlich nach solchen Quellen darzustellen. Von Entwickelung kann dabei nur die Rede sein, wenn man die einzelnen Mitteilungen benutzt, um dasjenige zu illustrieren, was man auf Grund anderweitiger psychologischer Studien über den Gang der seelischen Entfaltung bereits zu wissen glaubt, also mit dem Ergebnisse fertig ist, ehe man an die Arbeit geht.

Daß sich in den Jugenderinnerungen einzelne für die Kinderpsychologie wertvolle Thatsachen finden, soll natürlich nicht bestritten werden, aber der Grundstock muß sich aus sorgfältig angestellten und durch das ganze Kindesalter fortgesetzten Beobachtungen zusammensetzen.

Die Beobachtung des Kindes vollzieht sich bei Sigismund fast ausschließlich unter natürlichen Bedingungen; er richtet sein Augenmerk darauf, was das Kind unter den gewöhnlichen Verhältnissen frei aus sich heraus thut und zeigt.

Obwohl noch heute namhafte Kinderpsychologen, wie E. H. Russel, diesen Weg der Forschung als den einzig zweckmäßigen bezeichnen, so ist doch bei aller

Wertschätzung nicht zu übersehen, daß er an mancherlei wichtigen Erscheinungen vorbeiführt, zu denen Beobachtung unter künstlichen Bedingungen, d. h. unter besonderen Veranstaltungen, hinleitet. So prüfte Kußmaul mittels bitterer und süßer Substanzen die Geschmacksfähigkeit bei Neugeborenen; Kroner suchte mittels übelriechender Stoffe festzustellen, ob das Kind bereits am ersten Lebenstage Geruchseindrücken zugänglich sei; Binet veranlaßte ein Kind innerhalb zwei Jahren durch zweckmäßig gewählte Fragen fünfmal zu urwüchsigen Begriffsbestimmungen; Ansosso endlich suchte durch Fragen, die er an viele Kinder verschiedenen Alters stellte, den durchschnittlichen Fortschritt in der ethischen Entwickelung zu ergründen. Wie man schon aus diesen Beispielen ersieht, ist das Gebiet des Versuches ein sehr umfangreiches, und es würde nicht schwer fallen, weitere hierher gehörende Aufgaben zu stellen, unter denen, wie bereits Münsterberg hervorgehoben hat, die Prüfung der psychischen Impulse vielleicht die wichtigste sein möchte, nicht bloß in rein psychologischer Hinsicht (nämlich um die Grenzen zwischen Reflex, Triebbewegung und Willenshandlung festzustellen), sondern auch mit Bezug auf die pädagogische Verwertung der Ergebnisse.

Freilich hat auch der Versuch, das „psychologische Experiment“, seine Grenzen, wie schon in meinem Artikel „Kinderpsychologie“ in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik ausgeführt worden ist

Münsterberg hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die körperliche und geistige Entwickelung des Versuchsobjekts leicht Schaden leiden könne. Es frage sich, ob nicht schon die häufige Wiederholung eines Reizes das kindliche Nervensystem mehr angreife, als der Experimentator verantworten könne, von anderen Versuchen, bei denen etwa künstliche Defekte im Geistesleben hergestellt oder heftige Gemütsbewegungen hervorgerufen werden, ganz abgesehen. Hier müssen wir uns mit den vorhin schon erwähnten Fällen krankhafter Erscheinungen begnügen, in denen die Natur für uns experimentiert.

Wie also die kindliche Vivisektion unter allen Umständen ausgeschlossen bleiben muß, so gilt es auch noch nach einer andern Richtung auf der Hut zu sein. Münsterberg hat gewiß darin recht, daß sich das Kind zu manchen Versuchen wegen seiner Unbefangenheit und mangelnder Selbstbeherrschung besser eigne als der Erwachsene, aber es liegt doch auch die Gefahr vor, — und sie ist durchaus nicht immer umgangen worden, —

daß das Kind genötigt wird, gerade das zu thun und zu sagen, was man gerne sehen und hören möchte, und daß somit das Ergebnis kein zuverlässiges wird.

Bei aller Vorsicht in der Handhabung der Methode wird sich der Experimentator, wo es angängig ist, zunächst nach einer gewissen Kontrolle durch die einfache Beobachtung, die Beobachtung unter natürlichen Bedingungen, umsehen müssen. Nehmen wir noch den Umstand hinzu, daß auch die experimentelle Methode allein das gesamte, mannigfaltige Seelenleben des Kindes nicht zu beherrschen vermag, so ist klar, daß nur eine Verbindung von einfacher Beobachtung und Versuch, wie sich ihrer am vorzüglichsten bis jetzt Preyer bedient hat, zum Ziele führen kann. Übrigens ist ja auch beim beobachtenden Umgange mit Kindern eine scharfe Grenze zwischen der einfachen Beobachtung und dem Versuche kaum zu ziehen, wie die Darstellungen von Tiedemann und Sigismund beweisen.

Die Beobachtung des kindlichen Seelenlebens kann sich natürlich nicht, wie die Selbstbeobachtung, unmittelbar auf die geistigen Vorgänge richten; sie vermag nur aus den Äußerungen, nämlich aus der Sprache und den Ausdrucksbewegungen, auf die

inneren Vorgänge, die ihnen zu Grunde liegen, zu schließen.

Man muß sie nach Wesen und Bedeutung genau kennen, um beurteilen zu können, was hinter ihnen verborgen liegt. Zur Erweiterung und Vertiefung dieser Kenntnis hat auch die Kinderpsychologie an ihrem Teile beizutragen, um sich ihrer Hülfe dann selbst mit größerm Erfolge bedienen zu können, als das einstweilen noch im Bereiche der Möglichkeit liegt. Dazu bedarf es allerdings des planmäßigen Zusammenarbeitens vieler Forscher, wie es schon Sigismund vorschwebte.

Sigismund hat im Vorworte zu „Kind und Welt" den Wunsch ausgesprochen, es möge sich ein Verein zu gemeinsamer Erforschung der Kindesseele bilden, wie es deren zur Beobachtung der Ablenkung der Magnetnadel, der Witterung u. s. w. gebe, und das ist nicht, wie er fürchtete, ein frommer Wunsch geblieben, wenigstens nicht für England und Nordamerika.

In England ist als erster Kinderpsycholog Charles Darwin zu nennen, der als Nachtrag zu dem auch für die Kinderpsychologie wichtigen Werke „Der Ausdruck

der Gemütsbewegungen beim Menschen und bei den Tieren“ (1873) in der philosophischen Zeitschrift Mind 1877 auf eine Anregung des französischen Philosophen und Geschichtsschreibers H. Taine die „Biographische Skizze eines kleines Kindes“ veröffentlichte, zu der er die an seinem Sohne und nachmaligen Biographen Francis gemachten Beobachtungen bereits 1840 aufgezeichnet hatte. Hierauf folgte im Jahrgang 1878 des Mind der Bericht Pollocks über die Sprachentwickelung eines Kindes, und nun mehren sich die Arbeiten dergestalt, daß an eine vollständige Aufzählung hier nicht gedacht werden kann; doch dürfen drei derselben auch an dieser Stelle nicht mit Stillschweigen übergangen werden: Romanes, Geistige Entwickelung des Menschen (1889), deutsch 1893, das in methodischer Beziehung überaus wertvolle Schriftchen von Francis Warner: How to study children (1893), sowie endlich Sullys vergleichend gehaltenes Buch „Beobachtungen über die Kindheit“ (1896), das wegen des Reichtums an gut beobachteten Thatsachen und wegen der vorzüglichen Darstellung als eines der besten englischen Werke gilt und 1897 durch Stimpfl die wohlverdiente gute Übersetzung ins Deutsche gefunden hat.

Was nun die Vereinigungen zur Beobachtung des Kindes anlangt, so bildete sich im Jahre 1881 The Parent's National Educational Association, die aber, wie schon der Name ahnen läßt, mehr pädagogische als rein psychologische Zwecke verfolgt. Letzteres hingegen ist bei The British Child-Study Association, die 1894 von Miß Louch aus Cheltenham und Miß Clapperton aus Edinburg gegründet wurde, nachdem die genannten Damen auf dem Internationalen Unterrichtskongresse zu Chicago insbesondere durch G. Stanley Hall von der Clark-Universität in Worcester (Mass.) die Anregung dazu erhalten hatten. Die Vereinigung zählt gegenwärtig schon 400 Mitglieder und gliedert sich in fünf Zweigvereine, von denen mehrere mit den Universitäten in enger Verbindung stehen. Endlich ist noch The Society for Promoting the Hygiene of School-Life zu erwähnen, die insofern psychologisches Interesse hat, als sie ihr Augenmerk vor allen Dingen auf die nicht normalen Kinder richtet.

Als Begründer der Kinderpsychologie in Nordamerika ist der schon genannte Professor G. Stanley Hall zu bezeichnen. In seinen Vorlesungen und im Laboratorium der seit 1883 bestehenden Clark-Universität pflegt er

dieses Gebiet ganz besonders, wie die von ihm herausgegebenen vorzüglichen Zeitschriften The American Journal of Psychology und The Pedagogical Seminary zur Genüge beweisen. Auch hat er sich um die gelegentlich der Weltausstellung 1893 in Chicago erfolgte Gründung der National Association for the Study of Children große Verdienste erworben. Nirgends herrscht gegenwärtig auf dem Gebiete der Kinderpsychologie ein regeres, freilich nicht immer gesundes Leben, als in Nordamerika; erscheinen doch nicht allein zahllose Bücher und Broschüren, die diesem Gegenstande ausschließlich gewidmet sind, sondern auch Jahresberichte und mehrere Monatsschriften, unter denen die von Krohn herausgegebene, The Child-Study Monthly, die angesehenste ist. Als besonders wertvolle Werke seien noch Tracys Psychology of Childhood, Baldwins Mental Development in the Child and the Race und Miß Shinns Notes on the Development of a Child genannt, welch letztere Arbeit zu den vorzüglichsten Leistungen der streng biographischen Methode gezählt werden muß.

In Frankreich nimmt die Geschichte der Kinderpsychologie, von einzelnen gelegentlichen Mitteilungen und Bemerkungen abgesehen, ihren Anfang mit dem

Jahre 1863, d. h. mit dem Erscheinen einer Übersetzung der Tiedemannschen Aufzeichnungen im Journal général de l'instruction publique. Sodann veröffentlichte Taine im ersten Jahrgange der Revue philosophique (1876) seine Note sur l'acquisition du langage chez les enfants et dans l'espèce humaine, und im folgenden Jahre trat Egger mit seinen Observations et réflexions de l'intelligence et du langage chez les enfants hervor. Der erste, der die Psychologie des Kindes ihrem ganzen Umfange nach, und zwar vergleichend, behandelte, war Bernard Perez, von dessen gehaltvollem dreibändigen Werke La psychologie de l'enfant (I. Les trois premières années de l'enfant; II. L'Enfant de trois à sept ans; III. L'Art et la poèsie chez l'enfant) der erste Teil 1878 erschien. Neuerdings hat sich Gabriel Compayré durch sein Buch L'Évolution intellectuelle et morale de l'enfant (1893) um die Kinderpsychologie verdient gemacht, ganz besonders aber Alfred Binet, der im Laboratorium der Sorbonne experimentelle Untersuchungen anstellt, deren Ergebnisse in der seit einigen Jahren erscheinenden Année psychologique regelmäßig veröffentlicht werden.

In Italien scheint zuerst der Professor der Philosophie an der Universität Rom Luigi Ferri Beobachtungen betreffs der seelischen Entwickelung des Kindes angestellt zu haben, über die er in der Zeitschrift Filosofia delle scuole italiane berichtet, und zwar in zwei Artikeln mit der Überschrift Note su una bambina (1879 u. 1881). An einem größeren Werke, das die gesamte geistige Entwickelung des Kindes behandelte, fehlt es bis jetzt; das hübsche Buch von Paola Lombroso, Saggi di psicologia del bambino (1895), hat nur mäßigen Umfang und ist auch hinsichtlich der einzelnen Stoffgebiete nicht vollständig. Doch haben Anhänger der von Cesare Lombroso begründeten „positiven Schule“, wie Marro, Ottolenghi, Garbini u. a., interessante statistische Untersuchungen geliefert.

Was endlich Deutschland anlangt, so ist oben bereits hervorgehoben worden, daß es das eigentliche Vaterland der Kinderpsychologie ist, denn ihre Geschichte beginnt mit den Beobachtungen Tiedemanns über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern. Merkwürdigerweise wurde man auf diese Arbeit in Deutschland erst aufmerksam, als sie Machelan im Journal

de l'instruction publique 1863 in französischer Sprache wiedergab, als sie Bernard Perez in seinem Büchlein Thierri Tiedemann et la science de l'enfant 1881 einem größern Leserkreise vorlegte, und als schließlich auch eine englische Übersetzung herauskam.

Den Tiedemannschen Aufzeichnungen folgte nach langer Zeit Löbisch mit seiner Entwickelungsgeschichte der Seele des Kindes, die aber, so weit ich zu sehen vermag, ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist, und 1856 erschien das Büchlein Sigismunds, das zum erstenmale umfängliche, sehr genaue Beobachtungen bot. Abgesehen von einigen Physiologen und Ärzten, wie Kußmaul, Genzmer, Vierordt u. a., ist sodann Fritz Schultze zu nennen, der sich durch sein anregendes Schriftchen „Die Sprache des Kindes" (1880) Verdienste erworben hat. Nachdem in demselben Jahre Strümpell im Anhange zu seiner Psychologischen Pädagogik „Notizen über die geistige Entwickelung eines weiblichen Kindes während der zwei ersten Lebensjahre" mitgeteilt hatte, veröffentlichte 1882 Preyer seine Arbeit über die Seele des Kindes, entschieden die vorzüglichste umfangreichere Leistung, welche die gesamte Litteratur der Kinderpsychologie bis heute besitzt.

Leider hat das Preyersche Werk in Deutschland bei weitem nicht so anregend gewirkt, wie im Auslande, so daß wir gegenwärtig nicht mehr an der Spitze der Bewegung stehen, wenngleich die deutsche Litteratur, betreffs deren ich auf meine Bibliographie in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik verweisen muß, eine ziemlich ansehnliche ist, und wir in der von Trüper, Koch, Zimmer und mir 1896 begründeten Zeitschrift „Die Kinderfehler“ zur fortgehenden Sammlung von Forschungsergebnissen auch für das Gebiet der Kinderpsychologie eine Stätte haben.

Möchte es nun auch dieser neuen Ausgabe von „Kind und Welt“ beschieden sein, zur Ausbreitung und Kräftigung des Interesses an den Forschungen über die Entwickelung des kindlichen Seelenlebens einiges beizutragen, und zwar sowohl durch den unveränderten Text, als auch durch die bescheidenen Zuthaten des Herausgebers, die bestimmt sind, den Leser mit den Untersuchungsergebnissen neuerer und neuester Zeit so weit vertraut zu machen, wie die Darstellung Sigismunds dazu Veranlassung bietet.

Da die Anmerkungen am Schlusse des Buches ihre

Stelle gefunden haben und im Texte nur Verweisungsziffern angebracht worden sind, so kann letzterer ohne merkliche Störung durch den Herausgeber im Zusammenhang gelesen werden, was sich für das erste Mal sehr empfehlen möchte.

Altenburg, im März 1897.

Chr. Ufer.

Kind und Welt.

Erster Abschnitt.

Das dumme Vierteljahr.

Bis zum Lächelnlernen.

Das dumme Vierteljahr, — so nennt man in Thüringen die ersten drei Monate des kindlichen Lebens und vertröstet junge Eltern, welche ungeduldig auf eine freundliche oder geistreiche Äußerung ihres kleinen Gastes warten, der sich stumm bedienen läßt oder rücksichtslos, wie ein Engländer im Gasthofe, die Bewirtung tadelt, auf die Freuden des nächsten Vierteljahres, wo das Kind anfangen werde, etwas zu kennen.

Bietet das Kind wirklich in dieser Zeit den Eltern gar nichts der Beobachtung und des Denkens wertes?

Gar mancherlei, meine ich.

Ich will zunächst einige Gedanken anführen, wie sie sich dem Vater bei der Beobachtung der Ereignisse des ersten Tages aufdrängen.

Sobald das Kind zur Welt geboren ist, fängt es an gellend zu schreien. In diesem Augenblicke sind die Eltern in einer so fieberhaften Spannung, daß auch der Vater nicht Zeit hat, zu beobachten und zu denken. Aber in späterer, ruhiger Stunde fragt man sich, woher dieser sonderbare Gruß an die Welt rühre. Frömmler legen ihn vielleicht aus als Wehruf über die Welt der Sünde, in welche das Kind voll Trauer eintrete; poetische Gemüther deuten ihn als Vorahnung der vielen Schmerzen des Lebens. Der unbefangene Naturforscher, welcher auf geistreiches Symbolisieren nicht viel hält, erkennt darin nichts, als die erste, durch den neuen Reiz heftig und schmerzlich erregte Atmung. Viele neue Thätigkeiten eines Organismus, auch desjenigen der Menschheit, treten mit Schmerzgefühlen ein (z. B. Zahnen, Pubertät), und nicht nur der Gründer einer neuen geschichtlichen Epoche selbst, auch seine Zeitgenossen müssen gar oft einen ähnlichen Schmerzensschrei ausstoßen, wenn jener, als ein neues Organ der Menschheit, anfängt zu funktionieren.

Bisher atmete die Mutter für das Kind, in dessen Adern ein von der mütterlichen Lunge mit Sauerstoff belebtes Blut kreisete. Was bestimmt nun aber das Kind, plötzlich selbst zu atmen? Höchst wahrscheinlich

die Einwirkung der kühleren Luft auf die kindliche Haut, welche bisher in einer Flüssigkeit von 28° R. sich badete; vielleicht wirkt auch die sich in die Luftwege eindrängende atmosphärische Luft mit hinzu. Jedermann wird, wenn er auch nur den Fuß in ein kühles Bad setzt, zum tiefen Atmen, wohl sogar zum Aufschreien gezwungen. Um wie viel mehr das Neugeborene, welches aus einer Temperatur von 28° in eine andere von 16 bis 18° versetzt wird! Jener Eindruck auf die Hautnerven pflanzt sich längs der Nervenbahnen fort auf die hintersten Teile des Gehirns (das verlängerte Mark), und diese regen auf eine bis jetzt unbegriffene, vielleicht unbegreifliche Art die Atmungsmuskeln zur Thätigkeit an. Und so beginnt denn mit dem ersten Atemzuge die unausgesetzte und doch nie ermüdende Arbeit des Atmens, die nächst dem Herzschlag (welcher schon seit fünf Monaten im Mutterleibe merkbar ist) im schnellsten Takte erfolgende rhythmische Bewegung irgend eines Körperteiles. Rechnet man im Durchschnitte auf die Minute 20 Atemzüge, so muß ein Mensch in einem Tage dieselbe Bewegung über 28000 mal, in einem Jahre über 10 Millionen mal ausführen, während das Herz in einem Jahre, bei 80 Schlägen in der Minute, 40 Millionen mal sich zusammenziehen

muß, um das Blut im Körper herumzutreiben. Durch den Einfluß der kühleren Atmosphäre hebt gleichsam ein Weckerrad in der leiblichen Uhr aus; die Lungen fangen damit an zu arbeiten, um nicht eher wieder zu rasten, als bis mit dem letzten Atemzuge auch das Leben erlischt [1]).

Ein ähnlicher Lebensreiz, welcher in gewisser Hinsicht ein feindseliger Eindruck ist, weckt auch die Organe der Weltgeschichte, welche gleichsam nur das Aufheben des hemmenden Stiftes erwarten, um ihre Arbeit zu beginnen. Nur ist dieser Lebensreiz, welcher das Werde! geistigen Organen zuruft, gar oft ein scheinbar geringfügiger, inadäquater (z. B. Ablaßzettel, Theesteuer). — Jener erste Schrei des Kindes bezeichnet also den Eintritt der ersten zweckmäßigen, später dem Willen in gewissem Grade gehorchenden Bewegung, welche es außerhalb des Mutterleibes vollbringt und durch welche es sich von der Mutter zu emancipieren und ein selbständiges Wesen zu werden beginnt.

Der erste Sinn, welcher das Dasein der Außenwelt wahrnimmt — dumpf und unklar genug wird diese Wahrnehmung freilich sein —, ist der Tastsinn und namentlich das Wärmegefühl der Hautnerven, welches vielleicht verdiente, als besonderes sechstes Sinnes-Depar-

tement vom Getast unterschieden zu werden. Die erste Wahrnehmung der tastenden Lippe des Neugeborenen ist neben der Wärme zugleich die Weichheit der Mutterbrust. Schon am ersten Tage bemerkt man übrigens, wie der Mensch irrt, und zwar durch mißverstandene richtige Sinnesempfindung irrt. Berührt man die Lippen des Säuglings mit der Wange oder Hand, so beginnt er sogleich die Saugbewegung. Er hält also alle warmen und weichen Körper für seine Nahrungsquelle[2]). Der von allen Sinnen zuerst thätige Tastsinn scheint auch im Sterben zuletzt zu erlöschen. Sterbende geben nicht selten, wenn Auge und Ohr schon unthätig sind, zu erkennen, daß sie Kälte fühlen oder hart liegen, oder sie scheinen noch die Freundeshand zu fühlen, welche in ihrer erkaltenden liegt. So ließe sich der alte Vergleich zwischen Geborenwerden und Sterben noch durch manche andere Ähnlichkeit unterstützen.

Während nun das Kind zu atmen anfängt, regt es auch seine Glieder zu den ersten Bewegungen. Es gestikuliert mit den Armen, zuckt und strampelt mit den Beinen. Diese Bewegungen sind, verglichen mit denen vieler neugeborenen Tiere, so unbeholfen und automatisch, daß die Eltern sich nur durch die tausendfältigen, an anderen Kindern gemachten Erfahrungen berechtigt

fühlen zu glauben, daß diese zwar wunderbar zierlichen, aber schwachen und täppischen Händchen und Füßchen dereinst zu so vielen Verrichtungen brauchbar und geschickt werden können. Nur Geduld! Auch ein Kopf oder Arm des menschheitlichen Organismus ist anfangs ein geringes Wesen, dem man oft weniger zutraut, als seinen Schulkameraden. — Die tierischen Altersgenossen sind dem menschlichen Säuglinge weit voraus. Das neugeborene Kälbchen läuft gleich recht brav zu seiner Nahrungsquelle; das eben aus dem Ei entschlüpfte Hühnchen rennt zierlich und munter umher und pickt gleich sein Futter. Dem Säugling muß seine Nahrung entgegengebracht werden. Mancher verschmäht sie auch ganz am ersten Tage und beginnt sein Leben mit Fasten auf ähnliche Weise, wie es die an nicht plötzlich tötender Krankheit Sterbenden schließen.

Aber bald äußert sich auch im neugeborenen Kinde die Gegenwart jenes geheimnisvollen Wirkens, jenes Dämons oder vielmehr Genius der höheren lebendigen Wesen, nämlich des Naturtriebes (Instinktes), welcher zweckmäßige Bewegungen ohne Bewußtwerden des Zweckes und der Mittel geschehen macht. Das Kind hebt an zu saugen und zu schlucken, sobald man seine Lippen berührt. Das Empfinden dieser Berührung muß sich —

das lehrt die Naturwissenschaft unwidersprechlich — durch die Nerven ins Gehirn oder das sonstige Nervencentrum fortpflanzen und hier andere Nerven, welche zu den die Saugbewegung hervorbringenden Muskeln verlaufen, veranlassen, diese Muskeln zu geordneter Zusammenziehung zu bestimmen. Ueber das Wie? waltet undurchdrungenes Dunkel. Aber sicher ist, daß alle diese verwickelten Vorgänge schneller als der Blitz, gewissermaßen schneller als der Gedanke vor sich gehen. Das Empfundene gelangt gleichsam am Telegraphendrahte der Nerven ins Hirn, und von hier aus läuft unmittelbar den Bewegungsnerven entlang die Depesche, welche die That hervorruft. Bei solchen instinktartigen Prozessen ist aber, beim Erwachsenen so wenig als bei dem Säuglinge, kein telegraphisches Büreau eingeschaltet, welches — wie es später bei bewußten und ausdrücklich gewollten Handlungen geschieht — die Nachricht der Grenzstationen (Sinnesempfindungen) erst Buchstaben um Buchstaben entziffert und übersetzt, um dann die entsprechende Aufforderung nach der in anderer Richtung weiter entlegenen Station zu telegraphieren. Die Empfindung läuft bei Tieren und Menschen in solchen, durch den bloßen Instinkt geleiteten Thätigkeiten, in uns durch das Gehirn, ohne daß die Seele etwas

davon gewahr wird. Wir blinzeln z. B. mit den Augenlidern, ehe noch das Bewußtsein zum deutlichen Gewahrwerden der vor dem Auge schwirrenden Peitsche gelangt ist. Und doch lauscht hier die Seele gleichsam als Telegraphist. Aber die Depesche jagt von der Station des Empfindens zu der dritten (der Bewegungsnerven), gleich als wenn eine telegraphische Nachricht von Paris her alle Zwischenstationen durchflöge, ohne deren Zifferblattzeiger zu affizieren, und erst in Berlin sich äußerte, aber auch hier nicht in der Form, wie sie in Paris aufgegeben wurde, sondern sogleich als die jener Nachricht vollkommen entsprechende That.

Welch eine zusammengesetzte kunstreiche Bewegung ist aber dieses so einfach erscheinende Saugen! Das Kind muß seine Lippen um die Brustwarze pressen, dann die Zunge mit aufgerichteter Spitze hinterwärts ziehen, um einen luftverdünnten Raum zu erzeugen, hierauf die in diesen eindringende Flüssigkeit nach hinten durch das Thor des Gaumens und über die Zugbrücke des Kehldeckels wegleiten. Und dies alles in richtiger, taktmäßiger Zeitfolge! Müßten wir es lernen, wir würden anfangs stümpern und tölpeln, wie der ungelehrigste Rekrut beim tempomäßigen Laden. Fürwahr, dieses Saugen ist die erste That, die erste Kunstleistung

des Menschen, und der kleine Student erwirbt sich dadurch den ersten akademischen Ehrengrad, er wird Säugling[2]).

Außer den Nahrungswegen für Luft und Milch öffnet der Säugling am ersten Tage noch eine andere Pforte, durch welche ihm viel edlere Nahrung einströmen soll; ich meine die Augenlider. Habt Ihr, Eltern, die Ihr dem Ankömmling neugierig in die eben erschlossenen Augen schautet, um zu sehen, ob ihre Sterne blau oder braun sind, habt Ihr dabei Euch klar gedacht, was das Aufschließen dieser engen Spalte für das Kind bedeute? Gewiß durchschauerte Euch ein Bangen: ach, wenn dies Pförtlein verschlossen bliebe, durch welches die fleißigen Geister der Dinge einfliegen, um die arme, im Larvenzustande so unvollkommene Seele zu nähren, wie Bienen ihren Larven das Beste aus den Blumen zutragen!

Im ersten „Augenblicke“ freilich muß die Empfindung, welche das Kind durch die Augen empfängt, eine äußerst verworrene, chaotische, wohl gar unangenehme sein. Sind wir Lichtgewohnten nicht im ersten Momente wie schmerzlich geblendet, wenn wir aus einem finsteren Raume in ein helles Zimmer treten? Und nun vollends das Kind, in welches, nach absoluter Nacht, das Licht

in Millionen Wellen einströmt. Die Stube zu verdunkeln, ist deshalb im Anfange notwendig. Kein Sinneswerkzeug ist in den ersten Tagen so häufigen und gefährlichen Erkrankungen ausgesetzt, als dieses köstlichste aller Organe.

Wie wenig klar übrigens der Säugling bis zu seiner vierzehnten, selbst sechzehnten Woche noch sieht, kann man daraus schließen, daß nach meinen Beobachtungen Kinder dieses Alters nicht blinzeln, wenn man ihnen mit dem Finger auf das Auge losfährt, als wollte man hineinstoßen. Das Auge starrt dabei so ruhig vor sich hin, als drohte keine Gefahr; die Wahrnehmung ist entweder gar nicht vorhanden oder doch nicht bestimmt genug, um die Instinktthätigkeit des Blinzelns und „Zwinkerns“ hervorzurufen [3]). Wahrscheinlich sieht das Kind (wenn es überhaupt schon einzelnes Sichtbare unterscheidet, wenn es nicht so geblendet ist, wie wir von einer grell beleuchteten blanken Kupferbildsäule) alle Körper wie auf der Fläche seiner Sehhaut aufgemalt; es hat noch keine Vorstellung von etwas draußen, außer seinem Auge Befindlichen, hat jedenfalls keine Ahnung, daß sich etwas näher zu ihm heranbewegt. Sein Sehen scheint also in dieser Zeit nur ein dumpfes Empfinden des Hellen und Dunkeln

zu sein, etwa wie es der Maulwurf hat, wenn er über der Erde in das Reich des Lichtes sich versetzt findet [4]).

Außer den zwei genannten Sinnen des Getastes und des Gesichtes empfängt am ersten Lebenstage noch ein dritter den ersten Eindruck von der Außenwelt, nämlich der Geschmackssinn. Derselbe wird bei deutschen Kindern unnötiger Weise gewöhnlich durch eine Arznei zuerst in Thätigkeit gesetzt. Auf schwachen Kamillenthee, welcher nach alter Erbweisheit das Eingangsgericht zu allen Erdenmahlzeiten bilden muß — bekanntlich ein den meisten Menschen unangenehmer Trank —, zeigt das Kind keine Aeußerung des Gefallens oder Mißfallens; es verschluckt ihn wie automatisch. Rhabarberpulver (nicht das gang und gäbe Rhabarbersäftchen) scheint jedoch schon eine unangenehme Empfindung zu verursachen. Der Geschmackssinn scheint übrigens unter allen Sinnen die ersten deutlichen Wahrnehmungen zu liefern, welche einigermaßen verinnerlicht und erinnert werden. Manche Kinder weigern sich gar früh, etwas anderes zu genießen als die Milch ihrer Mutter. Es muß also der Geschmackseindruck des ungewohnten Trankes mit dem des öfter genossenen verglichen werden, folglich von letzterem Spuren im Sinnesgedächtnis geblieben sein [5]). Später wird jener Sinn von den

anderen weit überholt: ein Gegenstück zu den frühreifen Völkern des Altertums, welche später hinter den griechischen und germanischen Spätlingen ganz zurückbleiben. Er wird stumpf im Alter und ist in den meisten Krankheiten gestört oder unthätig.

Auch rücksichtlich der Nahrungseinnahme zeigt sich eine merkwürdige Analogie des Menschen in seinen ersten und seinen letzten Tagen. Zuerst nimmt er Luft, dann Getränk, am spätesten feste Speise zu sich; am Lebensende verschmäht er zuerst die Speise, dann das Getränk, zuletzt muß er auch der Luftnahrung entsagen.

Fassen wir nun die besprochenen Erlebnisse des ersten Tages zusammen, so finden wir folgende inhaltschwere Vorgänge:

Das Kind nimmt selbst luftige und eigentliche Speise zu sich, — macht dabei die ersten Instinktbewegungen — und empfängt die ersten Eindrücke von der Außenwelt durch Hautnerven, Augen- und Geschmacksnerven. Viele begehen am ersten Tage auch schon den ersten Irrtum. — Die nächsten sechs Wochen gleichen dem ersten Tage vollkommen. Wohl bei keinem lebenden Wesen schreiten die ersten Entwickelungen so langsam fort, wie bei dem Kinde. Es scheint ein Naturgesetz zu walten, daß das

Höhere, Bedeutende sich langsamer entwickele und sich durch die langsamere Entwickelung eine längere Dauer gleichsam erkaufe.

Noch schläft das Kind fast ununterbrochen auch den Tag über. Es erwacht fast nur unter Schreien, um zu trinken, und entschlummert, nachdem es sich gesättigt, oder selbst während es saugt. Jedermann kennt den eigentümlichen Klang dieses Geschreies. Ein aufmerksamer Beobachter kann aus dem Klange der Stimme das Alter kleiner Kinder bestimmen. Diese Stimme wird in einem sehr engen zarten Kehlkopfe erzeugt, dessen Stimmbänder (welche durch ihr Vibrieren den Ton ebenso erzeugen, wie das Stahlplättchen der Mundharmonika) wohl hauptsächlich durch die beim Schreien erlittenen Erschütterungen zum Wachstum angeregt werden. Nach Ablauf einiger Monate klingt die Stimme schon anders.

Das E r w a c h e n aus dem S c h l a f e scheint besonders durch Empfindungen der Haut (wenn das Kind naß liegt) und des Magens (wenn es Hunger spürt) hervorgerufen zu werden. Eine bedeutungsvolle Thatsache, welche von den Hellenen in eine Mythe hätte gekleidet werden sollen. Der Säugling erwacht aus dem dumpfen Weben des Geistes durch das Gefühl der Entbehrung

und des Schmerzes. Ist es anders bei Völkern in ihrem Kindesalter? Das Paradies würde ein ewiges Wickelkissen für die Menschen gewesen sein; sie wären kaum zur Bildungsstufe der Otahiter gekommen.

Das Auge des wachenden Säuglings richtet sich bald suchend nach der Stelle, wo das Licht durch die Vorhänge dämmert, erweckt aber dabei die Vorstellung im Beschauer, als geschähe es ebenso willenlos und passiv, als wenn sich die Pflanze nach dem Lichte kehrt.

In dieser Zeit der dem Beobachter unmerklichen Entwickelungen, die man aber, da es im Flusse des Werdens keinen Moment des völligen Stillstehens geben kann, nicht für eine Zeit des Stillstandes halten darf, hat man Muße, sich die Formen des kindlichen Körpers, besonders des Gesichtes, näher zu betrachten und in ihrer Ausbildung zu belauschen. Ich erlaube mir einige der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten anzuführen.

Am meisten fix und fertig in ihren Formen sind bei dem Neugeborenen Hand und Fuß. Der letztere hat sogar jetzt die schönste Gestalt, und schon beim einjährigen Kinde, sobald es auftritt und beschuht wird, zeigt er nicht mehr diese Zartheit der Formen und dieselbe Beweglichkeit seiner einzelnen Teile. Rumpf

und Gliedmaßen sind durch Fettansammlung so ausgestopft und gerundet, daß die Umrisse derselben etwas Weiches und Verschwommenes haben und namentlich nicht die hauptsächlichsten Muskeln so durchscheinen lassen, wie es schon beim fünf- bis sechsjährigen Kinde meist der Fall ist, wo die Kinder fast alle „abfallen von Schulsorgen“. Besonders die Oberschenkel sind fettreich und zeigen eine tiefe Querfalte in ihrer Mitte. — Die Chemiker weisen nach, daß dieses aufgespeicherte Fett nicht Vorrat an Bildungsmaterial für Fleisch- und Knochenausbau sein könne, sondern eine Aufspeicherung von Brennstoff für die Lungen darstelle, welche, als der Ofen des Körpers, durch Verbrennung jener fettigen Stoffe die Körperwärme erhalten. Dieses Fett wird dem Kinde natürlich in der Milch zugeführt. Außerdem wird dem Kinde in dem Universalnahrungsmittel der Milch auch das Baumaterial für alle Körperteile geliefert, in dessen Verwertung und Assimilation kein Lebensalter eine raschere Thätigkeit zeigt. Das anfangs fünf bis acht Pfund schwere Kind verdoppelt in sechs bis acht Monaten seine körperliche Masse. Am Haupte des Kindes bemerkt man am frühesten eine Weiterbildung der Formen.

Der Schädel erhält durch das Einströmen von

Blut in das Gehirn und das Wachstum des letzteren (wovon man sich durch Messung mit einem Bändchen oder durch das Zukleinwerden des ersten Mützchens überzeugt) bald seine regelmäßige und bleibende Form. Ohne Wert zu legen auf die willkürliche und zum Teil alberne Verörtlichung der Seelenthätigkeiten an einzelnen Gehirnteilen, wie sie die Phrenologen annehmen, wird der Vater doch mit Interesse das Köpfchen seines Kindes betrachten, anfühlen oder auch wohl messen, um das Größenverhältnis des Vorder= und Hinterkopfes u. s. w. zu bestimmen und mit denen des väterlichen und mütterlichen Schädels zu vergleichen. Er möge sich dabei erinnern, wie die genauere Beobachtung gezeigt hat, daß nicht in der Hautfarbe und Behaarung die wesentlichen Merkmale der Menschenrassen liegen, sondern vielmehr im Bau des Schädels und dem Größenverhältnis der verschiedenen Durchmesser desselben. Hier läßt sich also eine hochwichtige angeborene Eigentümlichkeit klar und deutlich erkennen: die der Rasse. Das Kind gehört zur kaukasischen Rasse, der bildungsfähigsten, zum Beherrschen der Erde berufenen, wegen dieser länglich ovalen Schädelform und der entsprechenden Ausbildung der darunter liegenden Hirnteile. Es hat also darin sein bedeutsamstes Erbteil mit zur Welt

gebracht. Bei manchen Kindern zeigt außerdem der Schädel einen gewissen unverkennbaren Familientypus. Über den Grund und die Bedeutsamkeit dieser Schädelformen ist aber bis jetzt mehr phantasiert als geforscht worden, und wir müssen uns fast ganz mit der bloßen Konstatierung der Thatsache zufrieden geben[6]).

Die ersten dünnen, seidenweichen, meist schwarzen *Kopfhärchen* fallen bald aus und machen dickeren, meist heller gefärbten Platz. Die Haut schuppt sich lebhaft ab (der Mensch „fährt" immerwährend „aus der Haut") und verliert allmählich ihre rötliche Farbe.

Am Gesichte, dessen eigentümliches Aussehen hauptsächlich durch die Unausgebildetheit der Kinnladen und das dadurch bedingte Übergewicht der oberen Gesichtshälfte veranlaßt wird, ist das in allem Wechsel der Physiognomie Bleibendste: das Auge, Ohr und Kinn. Auf diese Teile muß man auch, um die Ähnlichkeiten der kindlichen mit der elterlichen Physiognomie zu finden, besonders achten. Magere, kränkliche Kinder zeigen öfter schon eine entschiedene *Ähnlichkeit mit Vater oder Mutter*, weil bei ihnen die knöchernen charakteristischen Grundlagen deutlicher modelliert und nicht durch Fett dick eingehüllt sind. Daß der Gesichtsausdruck vieler Kinder mit dem ihrer Großeltern wunder-

bar übereinstimme, wird oft behauptet; ich kenne keinen sprechenden Beweis. Über die Gesetze, warum in manchen Zügen des Gesichtes das Kind Vater oder Mutter ähnelt, wissen wir noch gar nichts. Die Beobachtungen über die aus Vermischung verschiedener Rassen abstammenden Farbigen, über welche jedes geographische Handbuch Auskunft liefert, geben einige Winke, welche für jedermann leicht herauszuahnen sind.

Die Augensterne (Regenbogenhäute, Iris) sind bei allen Neugeborenen dunkel gefärbt; sie bekommen aber bald, als wenn das Licht sie bleichte, meist schon nach wenigen Wochen, eine merklich hellere Färbung. Eine tiefblaue Iris wird allmählich hellblau, grünlich oder blaugrau; die ursprünglich braune bleibt wohl meistens braun. Das Weiße des Auges (die harte Hornhaut) hat lange, bis über sechzehn Wochen hinaus, einen blauen Schein und wird sehr allmählich, vielleicht nie ganz rein weiß.

Am meisten ändert sich die Form der Nase, welche anfangs bei allen mehr oder weniger flach und stumpf ist. Bei manchen Kindern, besonders sah ich es bei Kindern, deren Vater und Mutter vorragende Adlernasen hatten, hebt sich sehr frühe der Nasenrücken empor und spannt einen höheren Steg zwischen die

Augen; bei anderen Menschen behält sie zeitlebens die Säuglingsform. Es hat mich gewundert, daß die Europäer, welche zwar nicht den Schädel ihrer Kinder flach drücken oder Ohrläppchen und Lippen derselben herabdehnen, aber doch die abstehenden Ohren dem Kopfe näher zwängen, schiefe Zähne richten und den Fuß im Wachstum hemmen, noch nicht darauf verfallen sind, in dieser ersten Periode, wo sich dergleichen wohl thun ließe, der Nase durch Bandagen eine bestimmte Form für ihr Wachstum vorzuzeichnen.

Reiche Eltern, die es aufwenden können, das Gesicht ihrer Kinder durch den geschwindesten Porträtmaler, das Sonnenlicht, in verschiedenen Altern abzeichnen zu lassen, würden daran den Wechsel der Größen- und Richtungsverhältnisse, welchen ein Menschenantlitz erleidet, klar erkennen und für sich manches dabei erforschen können [6]).

Der Gesichtsausdruck, die Miene des gesunden Säuglings — kränkliche sehen alle greisenhaft und grämlich aus — macht wohl auf den unparteiischen Beschauer immer den Eindruck des Unfertigen, nicht Durchgeisteten, Holzbildartigen, oft auch des mürrisch in sich Zurückgezogenen. Wenige ehrliche Männer — wohl aber, vielleicht aus instinktartiger Zuneigung, viele

Frauen — äußern ein wirkliches Wohlgefallen an dem Gesichte der jüngsten Säuglinge. Beim ersten Lächeln aber, oder beim ersten Schauen gewinnt die Miene des Säuglings auch dem nicht durch Verwandtschaft eingenommenen Betrachter ein ästhetisches Wohlgefallen ab. Daß den ersten Formen und Bewegungen der Kinder eine malerisch-poetische Seite sich ablauschen lasse, hat meines Wissens kein neuerer Maler liebenswürdiger und sinniger bewiesen als Ludwig Richter, dessen Radierungen, welche Kinderscenen darstellen, niemand ohne freundliches Lächeln betrachten wird.

Das Ohr des Säuglings ist in den ersten Wochen noch wie verschlossen, und oft haben junge Mütter mir ihre Besorgnis geäußert, ihr Kind werde doch nicht taub sein. Nicht ängstlich! Das Ohr ist offen, fertig wie die anderen Sinnesorgane; aber die Seele ist noch ohne Sinn für die Tonwellen. Nach einigen (drei bis acht) Wochen sieht man das Kind bei plötzlichem Geräusche zusammenfahren. Da erkennt man klar, daß jetzt auch für die wahrnehmende Seele das Hephata! gesprochen ist [7].

In der Mitte des ersten Vierteljahres (wie wichtig wäre es, recht viele genaue Beobachtungen über solche Lebens-Ereignisse zu haben, um deren mittlere Zeit-

eintritte zu bestimmen!) hört man das Kind die ersten artikulierten Laute äußern. Gewöhnlich, wenn es behaglich daliegend dem Einschlafen nahe ist, fängt es an — die Mutter erschrickt ordentlich, als höre sie eine Engelstimme — Silben zu lallen („gären, papeln“), welche meist wie Ma, Ba, Bu, zuweilen auch Appa, Ange, Anne klingen. Zuweilen fügt es auch wohl einen durch das Vibrieren der Lippen erzeugten schnurrenden Laut (wie Brrr oder Arrr) ein. Meist oder immer(?) bestehen diese ersten Sprechäußerungen aus Silben von zwei Lauten, in welchen am häufigsten der Konsonant vorangeht. Die ersten deutlich ausgesprochenen Mitlauter sind nach meiner Beobachtung stets solche, welche wir mittelst der Lippen erzeugen (Labial- oder Lippen-Buchstaben). Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese Ursprache mit Lippenlauten anhebt; die beim Saugen vielfach in Thätigkeit gesetzten Lippen sind ja die ersten artikulierenden Werkzeuge. Ob dieses Lallen bei allen Kindern, auch anderer Menschenstämme, in ähnlicher Weise eintrete, ob in den einfachsten Sprachen die Urstammwörter nicht aus ähnlichen Lautsilben bestehen, scheint mir der Untersuchung wohl wert zu sein[8]).

In der Mitte des Vierteljahres, also in der siebenten bis zehnten Woche, fängt das Kind an zu lächeln.

Manche lächeln zuerst im Schlafe („spielen mit den Engelchen“, sagt man hier und da). Bald darauf (die meisten Kinder ohne jene Traumvorboten) lächelt das Kind, wenn man dasselbe freundlich anblickt; von einem Kinde weiß ich, daß es besonders durch freundliche Anrede zum Lächeln bewegt wurde. Dabei gewinnt das Gesicht, das bisher starr und teilnahmlos oder von Schmerzgefühl verzogen („Jammerkrückchen“) sich zeigte, einen herzgewinnenden lieblichen Anblick. Ich sollte meinen, daß, wenn das Neugeborene schon so lächelte, der leider nicht seltene Kindermord eine Unmöglichkeit für die Mutter sein müßte. Diese Erwiderung des Lächelns ist das erste Zeichen des Wahrnehmens und Zurückgebens einer Empfindung eines anderen Wesens; eine wunderbare Sympathie, welcher auch wir Erwachsenen uns nicht ganz entziehen können. Kaum der Griesgram, dem es als Narrheit erscheint, wenn einer etwas in der Welt mit Freuden ansieht, kann ein ihn anlächelndes Kind, wäre es auch nur im Bilde, anschauen, ohne gleichfalls zu lächeln. Dieses geheimnisvolle gewissermaßen Angestecktwerden von einem geistigen Zustande, oder doch wenigstens von der einem solchen Zustande entsprechenden Miene, steht nicht ganz vereinzelt da. Wir gähnen oft unwillkürlich, wenn wir

einen anderen gähnen sehen; wir machen instinktartig abwehrende Bewegungen, wenn wir, die wir uns ganz sicher fühlen, jemand verunglücken sehen; reizbare Kinder und Frauen verfallen zuweilen in Krämpfe, wenn sie einen Krampfanfall Fremder sehen. Kein Tier erwidert eine freundliche Miene seinesgleichen oder des Menschen durch entsprechende Gebärden. Die Gesichtszüge der meisten sind, außer im Zorn, starr wie Holz; das teilnahmsvollste aller Tiere, der Hund, sieht sich hauptsächlich auf den Schwanz als Herzenszeiger beschränkt *). Daß die Grimassen, mit welchen die Affen die Mienen der Menschen entgegnen, nicht gleichbedeutend sind mit dem Widerlächeln des Kindes, wird wohl selbst der konsequenteste Anhänger der Theorie, daß der Mensch in allen Stücken ein Tier sei, kaum behaupten. In Hinsicht auf das Gemütsleben hat überhaupt der Affe kaum so viel Ähnlichkeit mit dem Menschen, als der Hund. — Durch freundliches Anblicken wird dieses Lächeln des Säuglings öfter hervorgerufen und gewinnt allmählich Einfluß auf die stehende

*) Jäger und andere Hundefreunde behaupten dagegen, daß Hunde — nicht alle — allerdings zu lächeln, und sogar recht freundlich zu lächeln verstehen. S. Iwan Turgéniew's Tagebuch eines Jägers (deutsch von Biedert 1854) I., S. 57.

Miene desselben. So vermag die Mutter durch liebevolles Anblicken das Gesicht ihres Kindes zur seelenvollen Schönheit umzuformen, wie der Maler ein angelegtes starres Porträt durch Übermalen. Darum ist das Kind, wenn auch die knöcherne Grundlage seines Gesichtes ganz den Typus des Vaters trägt, gar oft der Mutter wenigstens dann ähnlich, wenn es lächelt. Vielleicht möchte dies bei schönen Müttern, welche ihr Kind auch gern schön hätten, es aber meist der Wärterin überlassen, als Motiv nicht unwirksam zu verwenden sein, um sie zu fleißigeren Kinderpflegerinnen zu machen [9]).

Um dieselbe Zeit beginnt der Säugling zu schauen, d. h. die Augen auf einen Gegenstand zu heften und ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Ein Mädchen fixierte schon in der fünften Woche eine hängende Blumen-Ampel, und sah sich, neun Wochen alt, lächelnd im Spiegel. Bei Knaben scheint dasselbe meist um einige Wochen später einzutreten. Um diese Zeit fängt also das Kind an, das Dasein einzelner Außendinge deutlich wahrzunehmen, was Tiere, welche nicht blind geboren werden, in der ersten Stunde vermögen. Daß die Säuglinge dieses Alters jedoch vom Hintereinander der Dinge, also von dem nach allen Richtungen sich ausdehnenden Raume keine Vorstellung haben,

glaube ich oben durch den Versuch mit dem Finger, den man rasch auf das Kindesauge zu bewegt, bewiesen zu haben. Das Kind sieht wahrscheinlich den Finger nur als einen dunkeln oder farbigen Fleck im hellen Sehfelde, ohne ihn als reliefartig aus der Tafel des Bildes herausragend zu erkennen.

Gegen das Ende des ersten Vierteljahres sieht man den Säugling öfters mit der Kinnlade Kaubewegungen machen, manchmal auch Speichel über die Lippen ergießen („geifern“). Sicher ist dies Folge des Reizes, welchen die aus dem Zahnfleische herausbohrenden Zahnkronen und das infolgedessen reichlicher zuströmende Blut auf die Kiefernerven ausüben.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß die Leser alle im Besitze eines Buches über den Bau des menschlichen Körpers sind, will ich hier mit wenigen Worten das Hauptsächlichste aus der Entwickelungsgeschichte der Zähne einschalten.

Das Kind bringt in seinen Kiefern die Säckchen sowohl der Milchzähne als der bleibenden Zähne mit auf die Welt. Die Kronen der Milchzähne sind sogar schon verknöchert. Aber noch stecken sie unterhalb des Zahnfleisches, wie das Keimchen der Pflanze unter der Scholle. Sie wachsen an ihrer Wurzel und werden

dadurch mit ihren mehr und mehr verknöchernden Kronen gegen das Zahnfleisch gepreßt, wodurch endlich darin eine Öffnung für sie entsteht.

Dieser „Zahnreiz“ veranlaßt gewöhnlich das Kind zuerst zur zweckmäßigen Bewegung seiner Hand, zum Greifen. Schon früher umschloß es wohl mit seinen Fingerchen den hineingelegten Finger der Wärterin. Jetzt lernt das Kind die Hand nach einem Ziele hinführen. Wie wir instinktmäßig die Hand nach der Körperstelle führen, wo es uns juckt, sticht oder brennt, so führt der Säugling von nun an seine Hand zum Munde und beißt darauf, um den kitzelnden Schmerz zu beschwichtigen.

Dadurch muß allmählich in der Seele des Kindes das Bewußtsein erzeugt werden, daß es Glieder habe, dieselben bewegen könne und sich mit der Hand bei gewissen Schmerzgefühlen zu helfen vermöge. Es macht den ersten Schritt zur Selbstkenntnis.

Bald faßt auch das Kind einen dargebotenen Finger der Wärterin, um ihn zum Munde zu führen und darauf zu kauen. Dadurch ist ihm der Weg eröffnet, durch seinen Arm Außendinge zu bewegen — und so thätig einzugreifen in die Außenwelt, zu handeln. Zugleich muß es dabei den Unterschied wahrnehmen, daß

es dann nicht auf seinem eigenen Finger kaut, sondern auf einem fremden Körper, der in keinem Empfindungszusammenhange mit dem eigenen Wesen steht. Auch zu diesem Bewußtsein und zu diesen Fähigkeiten gelangt das Kind durch eine schmerzliche Empfindung. Scheint doch der Schmerz überhaupt Hauptlehrer des Menschen sein zu sollen.

An der Grenze dieses ersten Lebensabschnittes sehen wir den Säugling auf folgender Stufe:

Er ist öfter und länger wach; kann Augäpfel und Hände einigermaßen zweckmäßig bewegen er schaut, horcht aber noch nicht (frühreife Kinder vielleicht auch jetzt schon; wenigstens soll ein acht Wochen altes Mädchen seiner Mutter Stimme erkannt haben); hat aufdämmernde Ahnungen vom Dasein der Außenwelt außer der Mutterbrust und von dem seiner Arme; zeigt das erste Mitgefühl und begeht den ersten Irrtum.

Alles Fähigkeiten, welche auch die höheren Tiere in ihrer frühesten Jugend, manche sogar in höherem Grade, besitzen. Der Nachahmungstrieb ist noch sehr schwach oder schlummert noch ganz. Nur die geheimnisvolle Sympathie mit dem freundlichen Menschenantlitz kündigt an, daß das hülflose, geistigarme Wesen eine

höhere Stufe auf der Stufenleiter der lebendigen Geschöpfe erklimmen werde. Das Mitgefühl ist die am frühesten sich äußernde — und wohl auch eine der herrlichsten Eigenschaften des Menschen, in welcher kein Tier an ihn hinaufreicht. Kranke Tiere werden von ihren Geschwistern entweder gleichgültig außer acht gelassen, oder gar wirklich angefeindet. Man denke an kranke Hühner! Nur der Mensch pflegt seine kranken Brüder, das Tier, z. B. der Affe, höchstens seine kranken Säuglinge. Und wenn das Christentum weiter nichts bewirkt hätte, als dieses Mitgefühl, diesen Samaritergeist zu wecken, zu pflegen und zu läutern, so wäre es schon dadurch das bedeutendste Ereignis der Weltgeschichte.

Zweiter Abschnitt.

Vom Lächeln bis zum Sitzenlernen.

Diese Periode umfaßt bei den meisten Kindern das ganze zweite Vierteljahr. Indessen schwanken die Grenzen derselben, und noch mehr die der folgenden, zwischen ziemlich entfernten Extremen. Über die Ursachen der früheren oder späteren Entfaltung der Geistesknospen bei einzelnen Kindern wissen wir noch gar nichts. Natürlich, da man sich noch nicht einmal bemüht hat, die so leicht auszuführenden statistischen Vorarbeiten zu veranstalten. Die Statistik hat in neuerer Zeit Ungemeines geleistet. Sie weist nach, wie viel Pfund Fleisch ein Mensch durchschnittlich verzehrt in England oder in Preußen, wie lange er durchschnittlich lebt hier oder dort, ja sogar berechnet sie zuvor, wie viel Verbrechen hier oder dort begangen werden mögen. Wenn sie doch ihr forschendes Auge auch einmal der Entwickelung des Menschen schenkte!

Ziemlich sicher scheint mir die Annahme, daß Mädchen sich rascher entwickeln als Knaben. Meine eigene, freilich nicht sehr umfassende Beobachtung bestätigte in jedem Falle diesen Ammenglauben. Sowie der Geist des Mädchens in der Säuglingszeit rascher aufblüht, so auch in der Pubertätsperiode. Würde diese Annahme durch eine ausgedehnte Beobachtung bestätigt, so stimmte sie vollkommen mit dem vermuteten allgemeinen Gesetze, daß eine Entwickelung anfangs um so langsamer fortschreite, zu je höherem Ziele sie führt. Denn das können wir doch — bei aller Ehrfurcht für die Frauen und bei aller Furcht vor emancipierten Damen — nicht umhin, zu gestehen, daß die Geistesentwickelung des Mannes weiter führt als die der Frau, da alle großen Thaten der Kulturgeschichte, alle Entdeckung großer Wahrheiten, jede Aufstellung neuer Kunst- und Lebensformen bisher den Männern vorbehalten geblieben sind und wohl auch bleiben werden. Überdies lesen wir von manchen genialen Männern, daß ihre Entwickelung in den Schuljahren — denn der früheren Kindheit wird meist von den Biographen gar nicht Erwähnung gethan — langsamer ging, als diejenige ihrer Mitschüler[10]).

Außer der Frage nach dem Einflusse des Geschlechtes

sind noch manche andere interessante Fragen zu beantworten. Dahin gehört z. B. die, ob der Ammenglaube begründet ist, daß ein körperlich kräftiges, feistes („starkes“) Kind sich geistig langsamer entwickele, als ein zarteres, mageres[10])? Hat die Art der Ernährung und der Umgebung entschiedenen Einfluß? Ist nicht selbst die Jahreszeit, in welche die Perioden der entscheidendsten Entwickelungsprozesse fallen, von gewisser Einwirkung? Wie weit beschleunigt die Erziehung die wesentlichen Fortschritte?

Alle diese Fragen müßten sich durch planmäßige statistische Nachforschungen beantworten lassen, wenn sich ein wissenschaftlicher Verein dieses Zweiges der Naturforschung annehmen wollte, und nicht wie bisher die Beobachtung so wichtiger Vorgänge immer nur der gelegentlichen Aufmerksamkeit von Kinderwärterinnen überlassen bliebe.

Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zu der kurzen pragmatischen Aufzählung der wichtigsten neuen Ereignisse des Säuglingslebens und gebe, da mir nicht genug Beobachtungen vorliegen, um das Mittel zu berechnen, den Eintritt derselben nach den Terminen, wie sie bei meinem sich ziemlich langsam entwickelnden Knaben sich einstellten. Ich bezeichne ihn der Kürze wegen mit A.

A. griff, neunzehn Wochen alt, zuerst nach Gegenständen mit deutlichem Verlangen, sie zu haben. Ein Mädchen soll schon mit neun Wochen nach einem hängenden Klapperchen gereicht haben. A. langte zuerst nach einem mit Elfenbein umrandeten Schlüsselloche, dann nach einem hängenden Schlüssel und war anscheinend nicht wenig überrascht, als dieser seiner Hand auswich und baumelte. Oft greift das Kind anfangs fehl, besonders oft zu kurz. Zeigt es doch durch sein bekanntes Greifen nach dem Monde, daß es von der Entfernung noch keine Vorstellung hat. Es gewinnt diese ja erst durch Greifen, durch das Fehlschlagen der Versuche, gewisse Gegenstände zu „erreichen“, während andere leicht sich erfassen lassen[11]. Man könnte sagen: Das Kind mißt mit seinem Arme die Welt aus.

Zu gleicher Zeit beobachtete A. (jenes Mädchen angeblich schon in der fünften Woche) mit ernsthaftester Aufmerksamkeit das sich bewegende Pendel einer Uhr, und bald darauf verfolgte er auch den Löffel auf seinem Wege vom Teller zum Munde und umgekehrt mit gespannten Mienen.

Dies ist ein äußerst wichtiges Ereignis, das erste Bewußtwerden der Bewegung. Zwar könnte das

Kind auch beim Geschaukeltwerden in der Wiege, oder beim Getragenwerden im Mantel diese Vorstellung sich aneignen; aber diese Bewegungen sind viel weniger leicht verständlich, weil sie nicht so gleichmäßig und einfach sind.

Wie mag nun aus der Beobachtung des Pendels die Vorstellung der Bewegung hervorgehen? Wohl auf folgende Weise, nur natürlich nicht in regelrechter Schlußkette, nicht einmal in klaren Begriffen. Um die glänzende Linse des Pendels immer zu sehen, mußt du deine Augen bewegen, sie bald rechts, bald links wenden. Ist die an den verschiedenen Orten gesehene Linse auch eine und dieselbe? könnte hier ein kleiner Skeptiker einwerfen, und sich erst über die Einerleiheit durch genaue Betrachtung der Form beider Sehbilder überzeugen müssen. Also muß jener Körper seinen Ort verändern; denn es giebt andere Gegenstände in der Nähe der Linse, zu deren Betrachtung du die Augen ruhig und stät zu halten hast. Wenn deine Augen rechts gerichtet sind, kannst du nicht zugleich links sehen; also kann auch jener Körper nicht zugleich links und rechts sein, er muß nach einander bald da, bald dort sich befinden. So gesellt sich zur Vorstellung des Ortes notwendig gleichzeitig die der Zeit.

Obgleich der Säugling sich dieser ungemein schwie-

rigen Vorstellungen oder Anschauungen eben so wenig, wohl noch weniger klar bewußt ist, als wir philosophischen Laien — sollen ja doch die Philosophen selbst einander darin oft Unklarheiten und Mängel vorrücken —, so verdient doch, ihr Eltern, euer kleiner Galilei, daß ihr ihn dabei aufmerksam betrachtet und versucht, euch in seine forschende Seele zu versetzen. Er steht auf dem Punkte, wo ihn die Außenwelt zur Seelenthätigkeit, so dämmerig sie auch sein mag, nötigt; der winzige Oedipus steht vor der Sphinx, deren mancherlei, unendlich schwierige Rätsel wir alle unbewußter Weise, mit unbekannten Mitteln gelöst haben oder gelöst zu haben glauben; vor einer Sphinx, welcher der zu solchem Waidmannswerk geschulte Philosoph wohl methodischer und zierlicher, aber kaum leichter und sicherer den Genickfang giebt. Wer die interessanten Weisen des Verfahrens, wie die Philosophen diese Sphinx erst in ein Garn locken und dann umbringen, kennen lernen will, dem verspreche ich, wenn er sich nicht scheut, sich in ein etwas schwieriges Jägerlatein hineinzufinden, aus dem Lesen von Kant großes Vergnügen.

Mit dem dritten Vierteljahre schien mein kleiner Philosoph schon mit den Problemen von Ort, Zeit und Bewegung im Reinen zu sein, wenigstens so weit, daß

er auf der philosophischen Höhe stand, es nicht mehr anzustaunen. Er freute sich wohl noch, wenn er Körper rütteln und rollen konnte, liebte auch laufende Tiere und fliegende Vögel zu beschauen, aber mit dem Verständnis des Pendels glaubte er fix und fertig zu sein.

So geschieht es uns Nichtphilosophen mit gar vielen Erscheinungen. Wir stutzen bei der ersten Wahrnehmung derselben, wie wenn ein Bauer die Lokomotive zum erstenmale über seinen Acker brausen sieht; wir staunen sie öfter an, zausen und zerren mit den Zähnen unseres Geistes ein bischen daran herum, gewöhnen uns dabei an das uns anfangs fremdartig und wunderbar Erscheinende, und halten es, weil wir stumpf und denkmüde geworden, für begriffen und in bester Ordnung. „O der Dampfwagen“, denkt der Bauer, „das ist nun weiter auch nichts ganz Apartes, denn ich sehe ihn alle Tage. Er bewegt sich, weil das Feuer drin brennt!“ Und damit hat es für ihn sein Bewenden.

Obgleich die meisten Tiere diese Grundvorstellungen des Geistes von Raum und Bewegung mit auf die Welt bringen, so lieben doch manche junge Tiere, da Überflüssiges nicht schadet, darüber mit Experimenten verbundene Untersuchungen anzustellen. Der junge Hund sieht mit gespanntem Auge einem pendelartig schwingenden

Körper zu. Jedermann kennt das Lauschen und zierliche Spielen junger Katzen, denen man ein Knäuel oder eine Hasenpfote an einem Faden vorhängt. Durch sein sicheres Greifen nach dem schwingenden Körper zeigt dieses Tier aber schon ein Verständnis der Bewegung, ja bald auch eine so genaue Schätzung ihrer Geschwindigkeit, daß es darin die meisten dreijährigen Kinder übertrifft.

Aus Teilnahme für die kleinen philosophischen Studenten will ich beiläufig die Bitte hinzufügen, dem Kinde dieses Alters nicht etwa eine durch die Ofenwärme bewegte sogenannte papierene „Ofenschlange“ als Veranschaulichungs-Lehrmittel vorzuführen, wie ich es in einigen Kinderstuben fand. Nicht nur ist das Verständnis dieser Bewegung schwer, sondern auch sinnlich angreifend, selbst schwindelerregend.

Während der Säugling der ersten Periode nichts antastet, als zuweilen die Mutterbrust, den einzigen Gegenstand der Außenwelt, dessen Dasein er durch vier Sinne so früh konstatiert, — so greift nunmehr das Kind nach allem, faßt alles (und wie die Sprache zeigt, ist „fassen und begreifen“ nicht bloß Bezeichnung der körperlichen That; mit dem Anfassen faßt es auf, mit dem Zugreifen begreift es stets etwas im Geiste), es schüttelt und zerrt daran stundenlang, mit augenschein-

licher Freude. Es ist die Freude des thätigen Forschers, welcher eine neue Bahn des Strebens sich eröffnet hat.

Im Hervorbringen artikulierter Laute dagegen zeigt sich in dieser Periode kein auffallender Fortschritt; zuweilen unterbleibt das „Gären“ wohl auch gänzlich auf mehrere Wochen (vielleicht infolge gestörter Zahnung; doch wage ich darüber keine bestimmte Behauptung). Dagegen bemerkte ich in der dreiundzwanzigsten Woche bei A. zum erstenmale die eigentümlichen, fast dem Krähen vergleichbaren Jubellaute, welche ich bei allen gesunden Kindern, bei manchen beträchtlich früher, wahrgenommen hatte. Unter Strampeln, Zappeln und Gestikulationen stößt das Kind jene Laute aus, die mich manchmal an das jubelnde Johlen der Hirten und Studenten erinnern. Das ist ein ganz anderer Gebrauch der Lunge und des Kehlkopfes, als in der ersten Lebenszeit, wo nur kläglich wimmernde oder schläfrig lallende Laute daraus zum Vorschein kamen. Das klingt wie der erste Versuch der jungen Vögel zu jubilieren, es tönt wie das übermütig machende Gefühl schwellender Kraft und Freiheit. Besonders, wenn man abends bei Licht das Kind, ihm den Rücken unterstützend, auf den Tisch setzt, wird es munter und lebendig, zappelt und schlägt, kräht und „krölt“.

Besondere Freude scheint dem Kinde jetzt das Zer-

knüllen und Zerknittern von Papier zu machen. Es zerrt gern daran, ballt es in der Hand, als freue es sich, daß es Kraft genug in der kleinen Faust fühle, um Dinge in ihrer Form zu verändern, oder es scheuert damit den Tisch mit der Scheuerlust einer Holländerin. Auch faßt es schon eine Peitsche und schwingt sie hin und her, nimmt sie aber noch gar ungeschickt in die volle Faust, oder wie es eben trifft. Der eigentümliche, ihrem kunstreichen Baue gemäße Gebrauch der Hand als Zange wird erst später begriffen und geübt.

Während im vorigen Vierteljahre schon der Säugling das Lächeln der Wärterin oder Mutter erwiderte, welches Widerstrahlen fremder Gefühle immer deutlicher und häufiger wird, fing mein A. in der siebenundzwanzigsten Woche an zu lächeln, wenn man ihm sein Bild im Spiegel zeigte. Das öfter erwähnte Mädchen soll schon in seiner zehnten Woche sein Spiegelbild angelächelt haben und lachte, sechzehn Wochen alt, stets laut auf, wenn ihm sein Vater einen schnurrigen, übrigens bedeutungslosen Laut zurief.

Läßt sich dieses Anlächeln des Spiegelbildes anders erklären, denn als Ausdruck der Freude über ein Gesichtsobjekt? Es ist nicht ein meinungsloses Muskelspiel, wie das Lächeln ganz junger Säuglinge im Schlafe, was

oft von Magensäure herrühren soll, worüber ich mich indessen jeder Bestimmung enthalte; auch ist es nicht instinktartige Nachahmung, da ja das Gesicht des Kindes vor dem Hineinblicken und beim ersten Erblicken des Spiegelbildes in ruhiger, affektloser Fassung war [12]).

Wir beobachten also in diesem Lächeln die erste Äußerung des Wohlgefallens an einer klaren und deutlichen Sinneswahrnehmung, und zwar erweckt der nunmehr in vollkommenere Thätigkeit getretene Gesichtssinn lebhaftere angenehme Eindrücke, als selbst der bei dem Kinde so vorwaltende Geschmackssinn. Noch äußert das Kind über Wohlgeschmack keine Freude.

Was macht aber wohl diesen Eindruck auf die Sehnerven zu einem so angenehmen? Doch wohl nur die, wenn auch sehr unklare, Vorstellung von der Nähe eines gleichartigen, verwandten Wesens. Manche Kinder, denen man aus abergläubischer Besorgnis, daß sie eitel werden möchten, ihr Spiegelbild nicht zeigt, lächeln allerdings zuweilen, wohl schon früher, einen todten Gegenstand, eine Quaste u. dergl. an. Aber nie lächeln die Säuglinge häufiger und regelmäßiger, als beim Betrachten ihres Spiegelbildes oder anderer Menschengesichter, besonders kindlicher. Es ist also die erste lebhafte Äußerung des Geselligkeitstriebes, der auch in

vielen jungen und nicht wenigen erwachsenen Tieren so mächtig waltet. Wer hat nicht schon mit Lust beobachtet, wie das einsam erzogene Kätzchen sich sogleich dem Besuchskätzchen nähert, um mit ihm zu spielen? Über ihr Spiegelbild zeigen aber nicht viele Tiere Verwunderung oder Freude. Der Affe grinst es an, Hunde sah ich bellend drauf los gehen, Lachtauben davor rucksen und Bücklinge machen.

Woran lernt aber das Kind, freilich erst nach vielen Beobachtungen, daß es sein eigenes Selbst im Spiegel erblickt? Wohl nur durch die Erinnerung, daß das jetzige Bild dem früher gesehenen vollkommen gleicht und stets dasselbe thut, wie das abgespiegelte Original. Unsere Kinder wissen schon im dritten oder vierten Jahre, daß nicht eine wirkliche Person hinter dem Spiegel steckt, wovon sich Wilde, und wenn sie sechzig Jahre alt sind, beim ersten Anblicke schwer überzeugen sollen.

Eine Hauptquelle des Vergnügens bei Betrachtung des Spiegelbildes scheint ferner darin zu liegen, daß das Kind wähnt, mit seinem Willen auch die ganz entsprechenden Bewegungen in einem anderen gleichartigen Wesen hervorzubringen, oder gar ein solches anderes Ich zu finden, welches freiwillig seine Affekte teilt, einen gleichgestimmten Freund. Ich sah einst eine Lach-

taube minutenlang sich vor einem Spiegel verbeugen und rucksen, ohne daß sie unter dieser Zeit auf die unter dem Ofen ihrer harrende Gefährtin achtete.

Außer den eben genannten häufen sich nunmehr die Beweise, daß das Kind wirklich einzelne Formen klar sieht, sich einprägt und mit früher erblickten vergleicht. Bringt man einen Säugling dieses Alters in ein anderes Zimmer, so staunt er die anders gefärbte Wand und die verschieden geformten Gegenstände, besonders die hellen, blanken Dinge, mit großen Augen an und läßt neugierig seine Blicke umherschweifen.

Sicher hat er dabei die Erinnerung an das früher gesehene Zimmer in seinem Bewußtsein und vergleicht das Gewohnte mit dem Neuen. Denn in die gewohnte Kinderstube zurückgebracht, zeigt er kein solch staunendes Forschen.

Mit der dreißigsten Woche kannte A. bereits sicher drei Personen, seine Eltern und die Wärterin. Er weigerte sich, die Saugflasche von seiner Mutter zu nehmen, da er bei deren Anblicke wahrscheinlich sich der Brust erinnerte, nahm sie aber ohne Zögern aus der Hand der Wärterin. Das oft erwähnte Mädchen soll schon in der achten Woche seine Abneigung gegen die neue Magd durch Weinen ausgedrückt haben, so oft diese nur sich anschickte, das Kind auf den Arm zu nehmen; es weinte

auch in jenem Alter schon, wenn Fremde es anredeten. Den Vater blickte A. im zweiten Vierteljahre freundlich oder gleichgültig an, wie etwas Altbekanntes, während er Fremde anstaunte oder ängstlich und selbst mit einer Jammermiene ansah. Also auch hier wieder deutliche Erinnerung an frühere Gesichtsempfindungen und Vergleichen der neuen mit den vergangenen! Dies ist aber noch immer keine geistige Thätigkeit, welche wir nicht auch bei jedem höheren und selbst bei vielen niederen Tieren wahrnähmen.

Dem Monde, wie allen hellen, glänzenden Gegenständen schenken wohl alle Kinder früh Teilnahme; nicht alle aber greifen danach. Der Knabe A. staunte, am Tage über die Gasse getragen, stets hinauf nach den hängenden, keineswegs durch Glanz reizenden Laternen. Überhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß kein Tier, außer den fliegenden und kletternden, soviel aufwärts schaut, als der Säugling.

Das Ohr zeigt in seiner Thätigkeit keinen weiteren Fortschritt, als den, daß es — in manchen Fällen wenigstens — schon die Stimmen zweier Personen deutlich auffaßt, so daß die Seele dieselben unterscheidet, und daß manche Säuglinge dieses Alters schon ihr Köpfchen nach dem Sprechenden richten.

Während nun Arme und Sinne sich bis zu dem beschriebenen Grade ausbilden, hat auch der Rumpf eine bedeutende Fähigkeit erlangt. Die Nackenmuskeln haben den früher bei aufrechtem Getragenwerden des Kindes nach vorn knickenden Kopf tragen gelernt, und das Kind fängt an, nachdem man es öfter durch Unterstützung des Rückens durch Menschenhände vorgeübt, allein zu sitzen. Meist geschieht dies in der siebzehnten bis sechsundzwanzigsten Woche. Es nimmt also die Stellung eines aus dem Schlafe Erwachenden an, der aber, noch nicht ganz ermuntert, öfter den Schwerpunkt verliert und umsinkt.

Aber schon gewannen auch die Beine einige Standkraft. Das Kind (18. bis 26. Woche) steht, wenn man ihm „unter die Arme greift", sehr gern und hebt dabei gar bald an, in der Weise schnellend sich zu bewegen, daß es die Kniee rasch beugt und streckt.

Hiermit begrenze ich die zweite Periode. Vergleichen wir das so weit gediehene Kind mit dem einvierteljährigen, so ergiebt sich der hauptsächlichste Zuwachs:

Emporarbeiten zum Sitzen, Beginn des Hörens, deutliches Schauen der Außenwelt. Wollte man die Kinder je nach den „Haupterrungenschaften" der verschiedenen Lebensperioden mit besonderen

Ehrentiteln belegen, so würde ich für das in der ersten Periode stehende den Namen „Lächling“, für das in der zweiten Periode befindliche Kind den Namen „Sehling“ vorschlagen, wenn nicht diese, nach Analogie von Säugling gebildeten, wie alle neuen Wörter, etwas Komisches hätten. Außerdem fangen folgende Geistesknospen an zu treiben: das Unterscheiden, also auch Vergleichen des früher Gesehenen und Gehörten mit den neuen Eindrücken; die Ahnung der Vorstellungen: Entfernung, Raum, Bewegung und Zeit. In gemütlicher Hinsicht trat zur Äußerung des Wehgefühles, welche schon in der ersten Lebensstunde sich zeigt, die Äußerung der Freude hinzu. Sonst noch: die Anfänge des Greifens und willkürlichen Tastens.

Noch ist keine Stufe erstiegen, welche nicht auch im wesentlichen von Tieren, und zwar, wenn nicht immer, doch meist in kürzerer Zeit erklommen würde. Dies Bewußtsein ist gut, um uns nicht zu überheben, und doch ist es nicht fähig, uns niederzuschlagen. Und wäre es auch wirklich so, es ist notwendig, weil eine nüchterne Beobachtung es aufdrängt.

Dritter Abschnitt.

Bis zum Laufenlernen.

In diesem dritten Zeitraume wird das Kind bei naturgemäßer Pflege und regelmäßigen Verhältnissen allmählich gewöhnt, außer der Muttermilch auch Speisen zu genießen. Dadurch wird wieder eine Abhängigkeitsfessel, welche das Kind an die Mutter band, gelockert und endlich ganz abgestreift. Das Kind bedarf hinfort nicht mehr der mütterlichen Vorverdauung, sondern der bisherige Säugling nimmt nun selbst Speise zu sich und verwandelt sie durch eigene Verdauung in Bildungssaft. Dieser Zeitraum ist recht eigentlich der der Emancipation des Kindes.

Bei jeder neuen Speise, welche ihm gereicht wird, macht das Kind zuerst eine Miene, als sehe es sich in seiner Erwartung getäuscht und finde die neue Kost im Vergleich mit der Muttermilch nicht eben preis=

würdig. Auch die Miene aufmerksam kostender Erwachsener hat meist ein saures oder getäuschtes Ansehen, als mache das Vergleichen des gegenwärtigen Geschmackes mit früher empfundenen Mühe, oder als finde man mit Unwillen eine Unähnlichkeit des jetzigen zu prüfenden Geschmackes mit dem auch bei dem feinsten „Weinkoster“ so dumpf und namenlos unbeschreiblichen Erinnerungseindrucke.

Manche Kinder zeigen bei diesen Eßversuchen sogleich eine entschiedene Abneigung gegen gewisse Geschmäcke. Bei keinem Sinne finden wir, auch bei dem Erwachsenen, so viele sonderbare, anscheinend unmotivierte Wohlgefallen und Mißfallen. Der eine nagt gern an knorpligen Bratenteilen, den anderen überläuft beim bloßen Aussprechen des Wortes Knorpel ein Schauer u. s. w. Aber weder für die „Idiosynkrasien“ des Kindes, noch für die des Erwachsenen haben wir eine auch nur leidliche Erklärung [5]). Wenn das Kind eine Speise, welche es bisher unweigerlich oder sogar gern genossen hat, auf einmal verschmäht, so rührt dies sicher davon her, daß es sich daran geekelt oder unwohl gegessen hatte. Bei Tieren werden solche Absonderlichkeiten des individuellen Geschmackes kaum vorkommen.

Besonders saure Gesichter machen die Kinder bei

dem ersten Genusse von Früchten, ja sie verschmähen zuweilen anfangs eine Obstart, welche sie später allen anderen vorziehen. Namentlich der aromatische Geschmack von Erdbeeren und Himbeeren scheint die kleine Zunge keineswegs angenehm zu überraschen; Birnen dagegen werden meist sogleich für gut befunden. Auch das Brot, die allgemeine Hauptspeise, lieben fast alle Kinder sehr frühe, sowie auch meist gern Wasser getrunken wird.

Endlich kommt die Zeit, wo das Kind sich der harten Probe des Entwöhnens („Gewöhnen“ sagt man in Thüringen) unterziehen muß. Bei den meisten geschieht es, wenn sie dreiviertel Jahr alt sind.

Das Gewöhnen ist, wie namentlich der Raucher weiß, in allen Dingen leichter als das Entwöhnen. So wird auch dem Kinde das Gewöhnen an die Speisen neben der Muttermilch ungleich leichter, als das völlige Entbehrenlernen der letzteren. Ganz natürlich. Dort der Reiz der Neuheit, welcher selbst den anfangs unwilligen Geschmack aussöhnt, verbunden mit dem stolzen Gefühle, den Erwachsenen nachahmen zu können, — also eine Bereicherung; hier das Entbehren eines altgewohnten angenehmen Sinneseindruckes, — also eine Beraubung.

Die Entwöhnung macht auf das Kind etwa einen

Eindruck, wie die Auswanderung über das Meer für einen halbwegs feinfühlenden Erwachsenen. Bei vielen naiven Thüringer Auswanderern entsteht das Heimweh zugestandenermaßen hauptsächlich durch die Entbehrung des heimischen Bieres und der Klöße.

Die Kinder zeigen bei dieser Gelegenheit schon eben so große individuelle Verschiedenheiten, wie Erwachsene in ähnlichen Fällen. Manche wimmern oder schreien ganze Nächte hindurch, wenn sie auch tagsüber durch Sinneseindrücke zerstreut waren, d. h. wenn auf der Wage das Bewußtsein zur Tageszeit die Schale, welche von Auge und Ohr mit Eindrücken gefüllt wird, diejenige, auf welche Geschmacksempfindungen gelegt werden, so überwog, daß das Zünglein der Wage, das Bewußtsein, immer nach der Seite der ersten Schale ausschlug. Andere dagegen fügen sich sehr leicht dem harten Gebote des Lebens: „Entbehren sollst du, mußt entbehren!“ und zeigen seltner und undeutlicher, daß sie etwas vermissen. Da bei Säuglingen nicht, wie bei Erwachsenen, der Wille ins Spiel kommt, welcher durch die Wucht einer Idee nicht nur Entbehrung und Schmerz nicht fühlen läßt, sondern sogar zur Überwindung des mächtigsten aller Triebe, des Triebes zur Lebenserhaltung befähigt, so kann dies verschiedene Benehmen der Säug-

linge nur von dem Grade der Feinfühligkeit der Zunge, oder (und dies ist vielleicht nur Folge von jenem) von den schwächeren Erinnerungsspuren herrühren, welche der Geschmack der Muttermilch im Gedächtnis hinterlassen hat.

Daß man, um das unangenehme Gefühl der Entbehrung nicht aufkommen zu lassen und es zu verscheuchen, der Seele eine lebhaft gefärbte angenehme Vorstellung zuführen müsse, wissen die Kinderwärterinnen recht wohl. Sie suchen daher das Kind durch allerlei Augenweide und durch muntere, lärmende Spiele „auf andere Gedanken zu bringen“. Ebenso richtig verfahren die Mütter, wenn sie in diesen Tagen die Nähe ihres Kindes so viel als möglich meiden; denn durch den bloßen Anblick der Mutter, ja vielleicht sogar durch den bloßen Geruch derselben (an welchem nachts das Kind die Mutter zu erkennen scheint) wird die verwandte Vorstellung des Saugens an ihrer Brust, welche ja eben zu nichts verdunsten soll, wieder verdichtet und merklich.

Vielleicht trägt auch das instinktmäßige Bedürfnis des Magens nach derberer Kost dazu bei, den Übergang zu erleichtern. Daß auch die saugenden Tiere, sogar solche, welche sich nicht eben durch treues Gedächtnis auszeichnen, sich nicht leichter entwöhnen, sieht man

häufig an Lämmern, welche noch lange jede Gelegenheit benutzen, am Euter auch fremder Mutterschafe zu saugen, bis sie durch die unsanften Fußtritte dieser letzteren von dem verbotenen Genusse sich abschrecken lassen.

Viele Kinder sind während der ersten Tage nach dem Entwöhnen auffallend mißgelaunt, zum Beweise, von wie großem Einflusse Diätveränderungen auch auf die geistige Stimmung schon des Kindes sind. Der Erwachsene, welcher sich einen gewohnten Sinnesgenuß, z. B. den Kaffee, abgewöhnt hat, wird sich des dumpfen Gefühls der Entbehrung, des aschgrauen Mangels eines Etwas und der nebelartig ihn umhüllenden Mißstimmung wohl erinnern, über welche freilich der Wunderglaube eines für Wasserheilung Begeisterten oder der religiöse Schwung eines Mäßigkeitsgelübdes leichter hinweghelfen.

In der Kunst der Bewegung seiner Gliedmaßen macht das Kind jetzt viel raschere Fortschritte, als früher. Es rückt in einer Woche weiter fort, als sonst in einem Monate. Dennoch geht es damit bei demselben noch immer ungleich langsamer, als bei den Tieren. Der kleine Mensch konzentriert zunächst Sinn und Kraft darauf, die Gliedmaße auszubilden, welche den Menschen auszeichnet, die Hand. Nur die Affen

unter allen Tieren haben bekanntlich Hände, und zwar vier, an welchen sie, wie der Mensch an der seinigen, den frei beweglichen Daumen, welchen die Griechen bezeichnend die „Gegenhand“ nannten, den übrigen Fingern entgegenführen („opponieren“) können, um so wie mit einer Zange anzufassen. Junge Äffchen fassen aber gleich in der ersten Woche sehr geschickt zu, obgleich ihr Greifwerkzeug keineswegs mehr ausgebildet ist, als das des Kindes. Es kann also die verschiedene Dauer der Lehrzeit beim Kinde und bei dem Affen nur aus der bei dem ersteren langsamer erfolgenden Entwickelung des Gehirnes erklärt werden. Noch sind uns aber die Anatomen den genaueren Nachweis dieser Entwickelungsstufen des menschlichen Gehirnes schuldig. Freilich ist auch ihre Beobachtung unendlich schwierig [14]).

Das Kind greift von nun an immer eifriger und geschickter; es faßt nach allen, zerrt an allen Gegenständen. Dabei lernt es sehr allmählich den richtigen Gebrauch des Daumens, welchen der Affe instinktmäßig gleich richtig bewegt. Gern spielt das Kind mit Gegenständen, welche sich in Bewegung setzen lassen, schüttelt gern einen Geldbeutel, dreht den Griff einer Kaffeemühle, zieht an dem Knopfe eines Schiebkästchens u. s. w. Besonders gern patscht auch das Kind mit seinen

Händchen ins Wasser („manscht)“, wahrscheinlich, weil es sich freut, einen so gefügen Stoff zu behandeln. Deshalb lieben ältere Kinder ja so sehr, mit lockerem Sande und Thone zu handieren*).

Nun erstarken auch die Rückenmuskeln mehr und mehr, das Kind lernt immer sicherer allein sitzen; aber immer kauert es noch in ängstlicher, wie zusammengesunkener Haltung, ohne den Hals straff und aufrecht zu tragen. Auch in Bezug auf die Energie dieser Thätigkeit zeigt das Greisenalter Ähnlichkeit mit dem Kindesalter. Die meisten Greise stehen und sitzen gebückt, mit nach vorn nickendem Kopfe, und können nicht vertragen, sich lange steif aufrecht zu halten. Durch das Erlernen des Sitzens bekommt der ganze Körper eine bestimmte, der des Erwachsenen ähnliche Haltung. Selbst Tiere, welche sich setzen, bekommen durch diese Attitüde etwas Menschenähnliches. Bei solchen Sitzversuchen macht denn auch das Kind die ersten Studien in einem Abschnitte der Naturlehre, über welchen es sich noch

*) Strengen Orthographen zu liebe bemerke ich, daß ich wegen des herrlichen Anpassens an den Begriff und der wahrscheinlichen Abstammung so und nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauche schreibe. [Nach Weigand ist diese Schreibweise auch wegen der Abstammung falsch. Der Herausgeber.]

manchmal im eigentlichen Sinne den Kopf zerbricht. Es muß seinen Körper im Sitzen so halten, daß der Schwerpunkt desselben in die Unterstützungsfläche fällt. Es darf sich nur so weit beugen und neigen, als die bekannten schiefen Türme Italiens. Noch viel öfter muß es über dieses Naturgesetz Versuche anstellen, wenn es anfängt zu stehen und zu laufen, oder gar Bauhölzer und Kegel aufzustellen. Davon später!

Die Kunst selbstkräftig (selbständig kann man nicht wohl sagen) zu sitzen, gewährt dem Kinde jetzt auch Gelegenheit, seine Hände freier und bequemer zu brauchen. Es fängt an, längere Zeit und geschickter zu spielen, d. h. die nahen Gegenstände mit der Hand zu betasten, zu bewegen, zu behandeln, — zu handeln. Das erste Spiel ist die erste mit einer Art selbstbewußten Willens vollbrachte Handlung. Das Spielen der Kinder ist, wie die Betrachtung des reiferen Kindes zeigt, bald gleich dem Experimentieren des Naturforschers, welcher der Natur dadurch Antworten auf seine Fragen entlockt, bald eine Nachahmung der Thätigkeiten erwachsener Menschen, bald — wie im Anfang meistenteils — ein gedankenloses Regen der Muskeln und Gliedmaßen [15]).

So wie aber das Spielen junger Katzen hauptsächlich darauf hinausgeht, Körper in Bewegung zu setzen, so

ist auch das erste Spielen der Kinder vorzugsweise eine Bewegung der Dinge mit den Händen. Umgiebt man das auf dem Fußboden sitzende Kind mit Spielgerät, so langt es eins nach dem anderen zu, betastet, bekratzt alles, führt auch wohl einzelnes zum Munde, um darauf zu kauen. Verwundert schaut es nach, wenn ein runder Gegenstand nach einem Stoße weiter rollt; später jauchzt es oft bei diesem Anblicke. Ist es Freude über den unerwarteten großen Erfolg der eigenen That? Ist es der Wahn, jenes Ding sei lebendig? Gern hämmert das Kind mit seinen Händchen auf Tische und Klaviertasten. Besonders lieben die Kleinen, in einem Kasten, in welchem verschiedene Gegenstände sich befinden, zu kramen und zu rumoren.

Stellt die Wärterin ein Kind dieses Alters auf ihren Schoß, während sie ihm „unter die Arme greift", so tänzelt, hüpft und schnellt es unermüdlich wie ein schnalzender Fisch, schnappt empor wie ein Springkäfer, knickt zusammen wie ein Taschenmesser, dreht Hals und Kopf wie ein Wendehals. Es ist derselbe quecksilberne Übermut der Bewegungen, welcher uns an jungen Ziegen, Lämmern und Kätzchen so gefällt.

Nunmehr bemerkt man an dem bewegungslustigen Kinde das Bestreben, sich selbst aufzurichten. Der

Bewegungstrieb führt es zu der eigentlich menschlichen Attitüde, zum Stehen. Manchmal am Kleide der Wärterin, manchmal an einem Stuhle oder am Rande der Badewanne versucht es sich aufzuziehen. Wenn ihm dies unter Anspannung aller Kräfte gelungen ist, bricht es gewöhnlich in lauten Jubelruf aus. Wie wichtig diese Fähigkeit sei, ergiebt sich schon aus dem symbolischen Zurufe, den man an einen von Kummer Gebeugten oder Zusammengebrochenen ergehen läßt: „Richte dich auf!“ Sobald es gelingt, ihn „aufzurichten“, wird er aus einem bloß leidenden wieder ein thätiger Mensch.

Bald darauf versucht der kleine Stehling, während er den Rand eines Stuhles oder Kastens dabei anfaßt, sich fortzubewegen, und macht mit diesen ersten Schrittchen den größten Fortschritt der Welt: er tritt in das Menschentum. Das weitere darüber gehört aber in den folgenden Abschnitt.

In der geistigen Entwickelung graut, nach langer tiefer Dämmerung, immer heller und klarer der Tag heran.

Zunächst vermindert sich allmählich der Schlaf. Das Kind schläft zwar noch immer viel; es entschlummert täglich zwei- bis viermal und ruht dann je eine bis zwei

Stunden. Aber im Schlafen sogar zeigt sein Antlitz nicht mehr die starre, stumpfe Miene der früheren Lebensalter; es äußert durch leichte Spannung der Geberden, oft durch klare Freundlichkeit, den Zustand helleren Behagens. Es schläft viel leiser als früher und ist nach der Schlafenszeit munterer und spannkräftiger. Das liebste Geschäft ist ihm immer noch das Essen; noch ist es weit davon, über dem Spielen das Essen zu vergessen.

Aufmerksamer und lebendiger blickt nun sein Auge nach verschiedenen Richtungen und bekommt mehr und mehr einen „klugen Blick“. Das Licht liebt das Kind jetzt leidenschaftlich und wird abends, sobald die dämmerige Stube erhellt wird, ordentlich lustberauscht, jubelt und tanzt vor Freude. Werden nicht auch wir Erwachsenen heiterer, frischer, wenn wir aus einem dämmerigen Raume in ein hell erleuchtetes Zimmer treten? Die Pflanze entwickelt ihre Farben nur im Lichte, und nur im Lichte kommt das Gemüt in hellgefärbte, freudige Stimmung. Das wissen gute Landschafter, welche durch die Beleuchtung eine gewisse Seelenstimmung zu erregen verstehen, recht wohl. Leider bestreben sich aber nicht alle Schriftsteller, durch helle Klarheit den Leser in jener freudigen Stimmung zu erhalten.

Das Hörorgan macht einen großen Fortschritt, das Kind lernt horchen. Das Horchen steht aber ebenso viel höher, als das Hören, wie das Schauen (looking, gucken) über dem Sehen. Man kann ein Musikstück hören, während man in ein Buch vertieft ist; aber verstehen kann man es nur durch Horchen, durch Zuhören, ebenso wie man, während man seine Aufmerksamkeit auf eine Musik wendet, den Musiker wohl sieht, aber nicht schaut. Zuerst sieht man, wie das Kind sein Gesicht nach dem in der Nähe redenden Menschen hinwendet; dann bemerkt es auch das Bellen des Hundes auf der Gasse, richtet sein Gesicht dorthin und begehrt nach dem Fenster. Es hat sich also das Kind schon instinktmäßig gewöhnt, oder, wenn man will, durch Induktion geschlossen, daß der tönende Gegenstand dort zu suchen sei, von woher der Schall das Ohr am stärksten trifft, — eine Kunde, welche die Tiere, wie man an der Richtung ihres Kopfes und ihrer Ohrmuscheln erkennt, schon viel früher haben [7]).

Auch zeigt das Kind jetzt schon deutlicher die Fähigkeit, die Schälle zu unterscheiden, also zu vergleichen, folglich auch Erinnerungsspuren von früher Gehörtem zu bewahren. Selbst ein auswählendes Wohlgefallen an gewissen Gehörsempfindungen macht sich schon

kenntlich. Das Kind hört gewisse Töne gern, z. B. das Schlagen einer hellklingenden Uhrglocke, und scheint durch halb bittende, halb befehlende Laute die Fortdauer jener Töne zu verlangen. Zugleich haben sich manche Klänge der Seele offenbar tiefer eingeprägt; denn man merkt an dem Freudenschimmer, der sich über das Gesicht verbreitet, und am Jauchzen und Zappeln gar wohl, daß das Kind schon die Stimme der draußen rufenden Mutter, auch wohl des Vaters, erkennt. Auch die Musik scheint dem Kinde nicht mehr ein verworrenes Durcheinander von Tonwellen zu sein; es scheint darin wenigstens etwas Rhythmisches zu ahnen. Ich sah öfter dreivierteljährige Kinder beim Klange einer rauschenden Blasmusik lebhaft im Mantel hüpfen, als wollten sie den Takt durch rhythmische Bewegungen nachahmen, ein Trieb, der ja bekanntlich auch tief im Erwachsenen steckt.

Wie mancher kann nicht umhin, mit dem Kopfe nach dem Takte zu nicken oder den Fuß entsprechend zu bewegen beim Anhören eines Musikstückes mit leicht wahrnehmbaren Rhythmen [13]).

In gemütlicher Hinsicht wird diese Periode durch auffallend lebendige Heiterkeit charakterisiert. In den früheren Zeiträumen war das Kind meist gleichgültig oder ernst aussehend; höchstens lächelte es still, oder

lallte sich mit fast wehmütigem Geleier in Schlaf. Nur wenige Kinder lachen in den früheren Zeitabschnitten[9]). Doch brach das erwähnte Mädchen schon in der sechzehnten Woche in lautes Gelächter aus, wenn der Vater ihm gewisse bedeutungslose, drollige Laute vorsagte. Jetzt aber ist es bei allen Kindern anders. Sie jauchzen und jubeln, lachen laut und wie aus Herzensgrunde und sind, besonders im Bade und bei künstlicher Beleuchtung des Abends, ausgelassen lustig, wie im Rausche. Damit steht es im Zusammenhang, daß auch Erwachsene bei künstlicher Beleuchtung sich eher zu wahrer, lauter Fröhlichkeit stimmen. Die Trinkgelage, Tänze werden bei uns stets des Abends gefeiert, am Tage stellt sich die rechte, dithyrambische Stimmung viel schwerer ein.

Gesellschaft lieben wohl alle Kinder. Finden sie sich allein, so werden sie ernst und traurig und fangen oft an zu weinen. Tritt dann jemand zu ihnen, so fliegt ein heiterer Sonnenstrahl über ihre Miene; sie lächeln herzinnig oder jauchzen aus voller Brust. Von einem Kinde seines Alters nahm A. wenig Notiz; jedes spielte für sich; nur zuweilen, besonders wenn man sie auf einander aufmerksam machte, lächelten sie sich an. Wie anders junge Kätzchen! Wie nähern sie sich gleich, hänseln, foppen, necken, turbieren, hetzen sie sich! Das

Kind scheint in den frühesten Perioden sich mehr zu älteren Personen hingezogen zu fühlen, vielleicht weil es weiß, daß ihm diese mehr geistige Handreichung leisten.

Das Lallen wird fortgesetzt und immer häufiger geübt. Zu den früheren Lauten kommen einige neue hinzu, z. B. bä, sbu, su. Die Silben folgen sich schneller, so daß es nun lallt: bäbäbä, däbädä. Endlich kommen auch häufiger Silben, in welchen der Vokal den Mitlautern vorangeht, wie abab, ebeb [8]).

Der Nachahmungstrieb stellt sich nun bei allen ein, weniger früh bei allen Knaben. Manche lassen sich indeß, bevor sie ein oder gar ein und ein viertel Jahr zurückgelegt haben, nicht herbei, ein Ammenstückchen nachzuahmen. Andere sind, wie Äffchen, gleich dazu bereit und produzieren sich zu großer Freude als „gescheute Kinder", welche schon so jung „Täubchen winken oder Patschekuchen machen" und dergleichen mehr. Zu dem Winken zeigen sie sich anfangs so ungeschickt, wie ein angehender Klavierspieler zum Trillerschlagen. Und doch besteht das Kunststück nur in einer gleichzeitigen Beugung aller Finger. Mehr zum Troste von Müttern, deren Kinder nicht früh nachahmen, als um den Stolz der anderen niederzuschlagen, will ich bemerken, daß das

frühzeitige Nachahmen kein Beweis ist, daß das Kind auch die höheren Geistesthätigkeiten früher und kräftiger regen werde. Bei spät Nachahmenden kommt es oft, wie die Ammen sagen, wie auf einmal. Es giebt ja auch Frühjahre, in welchen die Knospen langsamer sich öffnen. Für den Beobachter sind solche langsame, stätige Prozesse leichter faßlich und gewinnreicher als die übereilten, wo sich Neues auf Neues drängt und sich kaum bewältigen läßt.

Von Geistesthätigkeiten, welche man als eine Art Denkprozeß deuten könnte, bemerkte ich bei dem dreivierteljährigen A. nur folgende: Er versuchte wiederholt umsonst, sich in der Badewanne, deren Rand kaum einen Fuß hoch war, emporzuziehen. Da fiel er um und kam mit dem Kopfe unter die doppelt so hohe Handhabe der Wanne zu liegen. Gleich ergriff er diese und stand glücklich daran auf. Das möchte man als Zufall deuten. Aber, sobald das Kind wieder in die Wanne gesetzt wurde, langte es nach jener Stelle. Mußte ihm da nicht eine Erinnerungsspur in der Seele geblieben sein und wenigstens ein Dämmerschein von Gedanken: „Dort geht es am besten"? [16])

Daß das Kind im Verständnis der Bewegung fortgeschritten ist, ergiebt sich aus folgender, an allen

Kindern anzustellender Beobachtung. Wird das Kind im Anfange dieser Periode gefüttert, so kommt es dem Löffel mit seinem Munde entgegen. Das erwähnte Mädchen soll dies schon in der vierzehnten Woche gethan haben, wie mich die genau beobachtende Mutter versicherte. Ein solches Entgegenkommen setzt verwickeltere psychologische Vorgänge voraus, als man beim ersten Blicke vermutet. Das Kind muß nämlich erstens wahrnehmen, daß der Löffel sich ihm nähert; also muß es dessen Bild in Zusammenhang denken mit näheren und ferneren Objekten. In dieser Anschauung hat sich das Kind bei dem Greifen geübt. Aber es muß auch gelernt haben, daß die gleichzeitige eigene Bewegung in entgegengesetzter Richtung dem Löffel früher begegnen lasse; es rechnet also gleichsam mit entgegengesetzten Größen (+ a und — a).

Kind und Tier machen derlei Wahrnehmungen, ohne bewußt zu reflektieren, ja ohne überhaupt zum eigentlichen Denken befähigt zu sein, da ein Denken ohne Sprache undenkbar ist [?]. Wir stehen hier an einem der tiefsten Geheimnisse des geheimnisvollen Seelenlebens. Viele Handlungen, welche der später als Beurteiler hinzutretende Verstand als zweckmäßig erkennt, werden verrichtet, ohne daß zuvor reflektiert worden war. Etwa so

wie der Künstler das Schöne schafft, ohne zu seinem Strebeziele, welches ihm selbst wie im Nebel mehr oder weniger unklar vorschwebt, mit logischen Paradeschritten vorzuschreiten; dann erst kommt der Kunstkritiker, um Schritt für Schritt nachzuweisen, wie sich die Kunstidee organisierte und verkörperte. Überhaupt, glaube ich, darf man sich das schöpferische oder nachdenkende Denken des Erwachsenen nicht als ein im schulmäßig logischen Takte bewegendes vorstellen. Auch der ruhigst denkende Mensch, selbst wenn er über Abstraktes nachsinnt, überspringt gar häufig Zwischenglieder und macht schulwidrige Kreuz- und Quersprünge. Es müßte auch nichts Langweiligeres geben, als stets in Syllogismen zu denken oder gar zu sprechen.

Das Menschenpflänzlein ist, dem obigen zufolge, am Schlusse dieses Zeitraumes, welcher vom Entwöhnen bis zum ersten Gehversuche reicht, ungefähr so weit gediehen:

Die schon früher geborstenen Knospen sind sämtlich weiter entfaltet. Das Kind schaut aufmerksam, hat seine Anschauungen von Raum und Bewegung erweitert und geklärt und die Vorstellung der Zeit gewonnen (es meint schneller zum Löffel zu kommen durch Entgegengehen). Es

horcht und lernt Töne unterscheiden. Das niederliegende Stämmlein richtet sich empor. Es lernt nicht nur fremde, sondern auch seinen eigenen Körper von Ort zu Ort bewegen. Sein Temperament, in welchem bei verschiedenen Individuen schon bestimmtere Nüancierungen bemerkbar werden, ist lebhafter, entschieden sanguinisch geworden. Das Kind, im allgemeinen heiter, ja lustig, gerät bei der unscheinbarsten Veranlassung in wahren Freudenrausch, springt aber auch ebenso plötzlich und ohne sanftere Übergänge in die entgegengesetzte Stimmung über. Die geringste Ursache reicht hin, jenes Malerkunststück zu vollbringen, aus einem lachenden ein weinendes Kindergesicht zu machen. Hängt etwa dieses sanguinische Temperament, welches wir auch an den Jungen der meisten Tiere bemerken, selbst einiger von der Klasse, deren erwachsene Repräsentanten wahre Muster von Phlegma sind (man denke an Schaf und Lamm!) von der raschen Atmung und dem beschleunigten Blutumlaufe ab, welche dem ersten Lebensalter eigen sind?

Wollte man dem in dieser Periode stehenden Kinde einen bezeichnenden Titel beilegen, so würde der beste, von der am meisten und fertig geübten Thätigkeit

hergeleitete, „Greifling“ sein. Ich bitte für den Ausdruck, der wenigstens die Kürze für sich hat, um Nachsicht. Das Greifen ist aber so wichtig, weil es den ersten Schritt zum „Begreifen“ (wie unsere sinnige Sprache das Verständnis bezeichnet) und zugleich zum Handeln darstellt.

Vierter Abschnitt.

Vom Laufen- bis zum Sprechenlernen.

In dieser wichtigen Elementarklasse sitzt das Kind, wenn es weder teilweise oder gänzlich frühreif, noch spätreif ist, ungefähr vom letzten Vierteljahre des ersten bis zu den ersten drei Monaten des zweiten Lebensjahres. Es giebt Beispiele auffallender Frühreife. Ich kenne ein Kind, welches mit zweiunddreißig Wochen ganz fertig lief; es war ein schwächlich, „elend“ aussehendes, zartes Knäbchen. Andere lernen erst mit achtzehn, ja vierundzwanzig Monaten gehen. Bei manchen (wie vielen im Verhältnis?) kommt das Reden früher als das Gehen. Ich schildere die Entwickelungen in der Reihenfolge, wie ich sie an meinem Kinde und an einigen anderen beobachtete, ohne damit zu behaupten, daß dies der gewöhnliche Stufengang sei. — Ich beginne die Geschichte dieser Periode mit einer sich dabei aufdrängenden Betrachtung.

Die Weltgeschichte ist kein stetiges, geradliniges Fortschreiten nach einem Ziele. Oft läßt der Menschengeist eine energische Thätigkeit fallen und scheint entweder ganz zu dämmern und zu schlafen, oder er begiebt sich einstweilen auf eine andere Bahn, bis er auf einmal, das frühere Bestreben wieder aufnehmend, thatkräftig zum Ziele lossteuert.

So geschieht es jetzt in vielen Fällen bei dem Kinde. Es hatte versucht zu gehen. Nun läßt es sich herab zu kriechen. Nur wenige Greiflinge setzen die durch gleichzeitiges Anhalten gesicherten Gehversuche so lange ununterbrochen fort, bis sie es frei vermögen und „Läuflinge“ werden. Die meisten, als hätten sie sich eines zu Hohen vermessen, ergeben sich einer anderen Art Bewegung, entweder dem Kriechen auf allen Vieren („Mockeln“) oder dem Rutschen; sie vergessen aber selten dabei ganz und gar, das Aufstehen und gestützte Gehen bei günstiger Gelegenheit zu üben. Bei solchen Kindern, welche frühe gleich, ohne erst zu kriechen, frei gehen, verkrümmen sich oft die Unterschenkelknochen, weil sie noch nicht genug Kalkerde enthalten, um die für die Körperlast nötige Steifigkeit zu behaupten.

Mögen uns diese Beobachtungen zum Troste gereichen, wenn auch in unserer Zeit Wissenschaften und

anderes „umkehren“ und kriechen sollten und müßten; sie werden schon wieder auf die Beine kommen, wenn diese nur stark und gehkräftig sind. Besser eine Zeit lang kriechen, als dauernd krummbeinig und hinkend! Übrigens will ich doch Müttern und Staatspädagogen, welche etwa aus Furcht vor der Krummbeinigkeit ihre gehlustigen Pfleglinge so lange als möglich von der echt menschlichen Bewegungsweise zurückzuhalten suchen, bis sie „reif“ sind, zum Troste sagen, daß das im und durch das Gehen erstarkende Kind in den allermeisten Fällen seine Schenkel ganz gut wieder gerade richtet. Nur keine Laufkarren und andere Treibhausapparate! Man lasse der Natur ihren Lauf. „Der Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges (und auch der Zeit) wohl bewußt.“

Die Beobachtung des kriechenlernenden Kindes ist recht ergötzlich. Der am Boden sitzende Greifling langt einmal nach einem Gegenstande, nach welchem ihn verlangt; er verliert dabei das Gleichgewicht und fällt vorwärts. Auch das Fallen des strebsamen Menschen führt ja oft dem Ziele näher, wenn anders der Wille nicht erlahmt. Freilich weiß nicht jeder Mensch seinen Fall so gut zu benutzen wie Wilhelm der Eroberer, als er beim Landen an der englischen Küste fiel.

Das fallende Kind streckt dabei die Hände vorwärts und bemerkt, daß es bloß geringen Nachschiebens bedürfe, um das Gewünschte zu erreichen. So ist der erste Teil des Sphinx-Rätsels erfüllt: Das junge Wesen geht auf vier Beinen.

Bald wird es darin behender, sicherer und beherzter und lernt den Schwerpunkt auf drei Unterstützungspunkten auffußend behaupten, während es die vierte Gliedmaße zum Ausschreiten vorstreckt. Anfangs hebt das Kind stets nur eine Gliedmaße auf einmal auf, bald aber lernt es auch, die rechte Hand und den linken Fuß gleichzeitig zu erheben. Niemals sah ich eins im Paßgange kriechen, d. h. gleichzeitig die rechte Hand und den rechten Fuß in einem Tempo aufheben.

Zuweilen kriecht das Kind, wie ein Krebs, rückwärts, auch ohne einen Gegenstand vor sich zu sehen, welchem es ausweichen müßte. Die häufigste Ursache dieser sonderbaren Bewegung schien mir zu sein, daß es auf den Vordersaum seines Kleides getreten war und sich dadurch gehemmt fühlte. Oder wäre diese Bewegung auch dem Menschen so natürlich, wie dem Krebse?

In wenig Wochen trabt der „Kriechling“ seinen Bekannten rasch entgegen, um sich an ihnen empor-

zuziehen. Man kann dabei nicht umhin, an den Hund zu denken, welcher seinem Herrn entgegenläuft und an ihm aufspringt.

Beschwerlich und schwierig ist bei solchem Kriechen für das Kind das Vorsichblicken, weil ja dabei das Gesicht dem Boden zugekehrt ist. Es stößt sich aber einigemal bei raschem Traben mit der Stirn an einen harten Gegenstand und bemüht sich von nun an, die Augen beim Kriechen mehr vor- und aufwärts zu richten, was eine nicht geringe Anstrengung der Nackenmuskeln erfordert, welche den Kopf zu tragen haben. Dabei erweckte mir der Kriechling stets das wehmütige Gefühl, welches ich als Kind hatte, wenn ich Tiere, besonders Vögel, so mühselig mit verbogenem Halse nach oben schauen sah, und erinnert mich an die Sinnigkeit der griechischen Bezeichnung für den Menschen: Anthropos, d. i. aufwärts gerichtet.

Sobald das kriechende Kind auf seiner Bahn einen Gegenstand erreicht, sucht es sich daran aufzuziehen, um sich freier umzuschauen. So eignet es sich seine menschenwürdige Stellung gar allmählich und mühsam an. Dem Tiere ist es viel leichter gemacht, seinen Eltern gleich zu werden; der Mensch aber bekommt seine Vorrechte nicht so geradezu angeerbt und geschenkt, wie der

Säuglingsjunker seinen Adel und sonst auch sein Offizierpatent mit auf die Welt brachte. Die Anlagen sind ihm gegeben, dann aber ergeht an das Kind die Aufforderung: „Hilf dir selbst und benutze später das menschliche Vorrecht, den Honig früherer Geschlechter, die Kulturhinterlassenschaft vorangegangener Generationen dir anzueignen!“ Der Mensch ist ja vorzugsweise ein Erbtier.

Warum manche Kinder gar nicht kriechen, sondern nur rutschen, d. h. sich sitzend fortschieben, ohne die Beine so vom Boden zu heben, daß nur die Füße denselben berühren, scheint nicht leicht zu erklären. Mehrere Mütter erzählten mir, alle ihre Kinder haben nur „gemorckelt“ (gekrochen); andere, daß einige ihrer Kinder gekrochen, andere gerutscht seien; wieder andere, daß die ihrigen beides zugleich oder zu verschiedenen Zeiten getrieben haben. Vielleicht läßt sich aus meiner Beobachtung, daß Kinder mit angeborenen Klumpfüßen [6]) nur rutschen, der Schluß ziehen, daß zum Kriechen eine größere Muskelkraft der Schenkel gehöre, als zu der anderen Bewegungsart. Rutschende Kinder schienen das Laufen stets (?) später zu erlernen, als die kriechenden, wenn sie auch an Rumpf und Armen fleischiger waren als die letzteren.

Gegen das Ende dieser Periode (dreiviertel bis anderthalb Jahr) sieht man das Kind, welches an einem Gegenstande sich festhaltend dasteht, den Halt mit einer Hand aufgeben, um nach etwas zu greifen, endlich einmal beide Hände loslassen und frei stehen.

Dies ist ein Ereignis von hoher Bedeutung. Sowie das Kind sich mehr und mehr von der Abhängigkeit von seiner Mutter frei macht, so emancipiert es sich jetzt von der Mutter Erde, so weit es möglich ist. Es zeigt sich als Herrn der Erde, der zur Bewegung nur zwei Gliedmaßen braucht und zwei zum Handeln (Hand) frei behält.

Das Kind ist selbst von seiner Verwegenheit überrascht, steht ängstlich mit weit gestellten Füßen und läßt sich bald etwas unsanft nieder.

Hier trennt sich nun auch die leibliche Entwickelung des Menschen von der seiner bisherigen Klassenkameraden, der vierfüßigen Tiere. Keines derselben stellt sich freiwillig und frei senkrecht auf die Hinterbeine, um längere Zeit zu stehen; keines, auch der Affe nicht, richtet sich so vollkommen lotrecht auf, wenn es nicht zugleich mit den vorderen Extremitäten sich dabei stützen kann. Auch diejenigen Tiere, welche auf den Hinterbeinen gehen lernen (sei es durch die Natur gelehrt, wie bei dem

Affen, oder ein durch den Menschen angekünsteltes Kunststück, wie bei dem Hunde oder Bären), können nicht längere Zeit in lotrechter Haltung frei und ruhig stehen.

Das öfter geübte Fortschreiten, während die Hände einen festen Gegenstand erfassen, bereitet allmählich zum freien Gehen vor. Die ersten freien Schrittchen eines Kindes sind ein so interessantes Schauspiel, daß man dabei unwillkürlich den Atem zurückhält. Man sieht in dem Gesichte des freistehenden Kindes einen eigenen Zug, als kämpfe ein kühner genialer Plan mit dem vorsichtigen Abraten eines philisterhaften Freundes. Plötzlich wird das eine Füßchen vorwärts mehr gerückt als gehoben. Dabei wird wenigstens eine Hand als Balancierstange ausgestreckt. Zuweilen bleibt es bei einem Schrittchen, und der kleine Ikarus sinkt nieder. Manchmal aber macht das Kind, dem diese Bewegung gewiß unsicherer und schwerer vorkommt, als einem Knaben der Schlittschuhlauf oder einem Manne das Seiltanzen, gleich mehrere Schrittchen in einem weg, besonders wenn es ein Ziel nahe vor sich sieht, an welchem es einen sicheren Hafen zu finden hofft. Bricht die Mutter während des Fortschreitens des Kindes in einen Jubelruf aus, so sinkt das Kind gewöhnlich

sogleich um. Geht es nicht öfter auch jungen Talenten ebenso, wenn beifallslustige Freunde ihre erste Leistung beklatschen?

Manche Kinder setzen nach den ersten gelungenen Versuchen wochenlang aus; andere halten die erworbene Kunst fest und üben sie unausgesetzt. Werden angehende Läuflinge schwer krank, so müssen sie von neuem ihre Kunst erlernen.

Nur allmählich verliert das Gehen den ängstlichen, schwankenden Charakter und wird zu einer leichten, keine Aufmerksamkeit mehr erfordernden Gewohnheit. Derselbe Fall tritt bei dem Erwachsenen ein, welcher eine mechanische Fertigkeit erlernt. Der angehende Klavierspieler z. B. muß immer auf seine Finger blicken und alle Geisteskraft aufbieten, um diese ungeschickten Rekruten tempomäßig marschieren zu lassen, während der geübte Spieler nur die Noten berücksichtigt, wohl auch während des Ablesens derselben an etwas anderes denkt und doch dabei die Finger gehörig fortlaufen läßt.

Wer sich über die vielfachen und verwickelten mechanischen Gesetze, welche beim Gehen in Frage kommen, belehren will, findet eine klassische Quelle in dem Buche der Gebrüder Weber: Über den Mechanismus des Gehens. Das Gehenlernen, wie es beim Kinde geschieht,

ist schwer; noch unendlich schwerer müßte es sein, wenn wir es nach einer solchen gründlichen Erklärung bewußt lernen müßten!

Die Beine erwerben sich in diesem Zeitraume ihre wichtigste und hauptsächlichste Fähigkeit. Sie bewegen den Körper so, daß der Mensch während des Bewegens die Hände frei behält zum Handeln.

Nicht viel weniger bedeutsam ist die „Errungenschaft“, welche meist (?) gleichzeitig, zuweilen auch früher, die Hände machen. Sie lernen nämlich feste Speisen zum Munde führen. Das Kind braucht von nun an nicht stets geatzt und gefüttert zu werden; es führt mit großer Selbstzufriedenheit sein Brot selbst zu Munde.

In dieser Zeit durchbrechen auch die ersten Zähne (die Schneidezähne, und zwar allermeist die unteren) das Zahnfleisch. Schon längere Zeit hat das Kind durch Greifen nach dem Munde und durch Kauen an harten Dingen, wohl auch durch Geifern zu erkennen gegeben, daß im Munde eine Entwickelung vorgeht.

Wo aber eine solche sich vorbereitet, geht es selten ohne Schmerz ab, auch in der geistigen Welt. Wie oft wenden aber die Geschichtslenker die verkehrtesten Mittel gegen einen solchen Entwickelungsschmerz an, fast

als wenn eine Amme dem Säugling gegen den Zahnreiz einen Senfteig auf die Waden legte!

Das Zahnfleisch wird an einer Stelle röter und wärmer, wulstet sich auf, und endlich sieht man, wenn die Geschwulst sich gesetzt, das ersehnte weiße Spitzchen aus dem roten Grunde hervorschimmern. Das giebt bei Erstlingskindern gewöhnlich ein Familienfest. Von nun an wird dem Kinde das Nagen und Kauen immer mehr zum Bedürfnis, weil nun ein nach dem anderen herausdrängender Zahn den kitzelnden, schmerzlichen Reiz im Zahnfleische verdoppelt.

Beiläufig will ich erwähnen, daß die Kinderwärter manches Unwohlsein oder gar manche gefährliche Krankheit, welche von anderen Einflüssen herrührt, mit Unrecht dem Zahnen zuschreiben. Eine einigermaßen umfassende, vorurteilsfreie Beobachtung läßt diesen Irrtum leicht erkennen. Auf ähnliche Art sind manche Historiker geneigt, den regelmäßigen Entwickelungsvorgängen der Menschheit, wobei gleichsam ein neues Organ des menschheitlichen Organismus hervorbricht, alle möglichen Kalamitäten in die Schuhe zu schieben, welche zufällig mit oder nach jenen Prozessen auftreten. Es wäre in unseren Tagen nichts Unerhörtes, wenn einer von Katheder, Tribüne oder sonst

woher dem Rationalismus die Kartoffelkrankheit aufbürdete. —

Nach dem Durchbruche einiger Zähne ändert sich die Physiognomie des Kindes nicht unbeträchtlich. Die Kiefer werden höher, die untere Gesichtshälfte tritt in ihre Gleichberechtigung mit der oberen, der Ausdruck wird fester und entschiedener [6]).

Während dieser Fortschritte der Arme und Beine werden die Sinne immer bewußter und sicherer thätig. Sie bilden sich aus bloßen physikalischen Apparaten immer mehr zu vergeistigten Organen aus.

Vor allem das Auge. Es starrt nicht mehr, wie verdutzt, die Dinge an; es schaut und beobachtet. Wird das Kind ins Freie getragen, so läßt es sich nicht etwa, wie ein Erwachsener in einer Bildergalerie, durch die Fülle des Sichtbaren verwirren. Es wählt sich die ihm interessanten Dinge aus, oder — so würde man vielleicht richtiger sagen — es wird von einzelnen angezogen, absorbiert. Es besteht ja zwischen Geist und Welt ein Verhältnis, wie zwischen Magnet und Eisen. Man kann nicht sagen, der Magnet ziehe das Eisen an, da ja der beweglich aufgehängte Magnet sich ebenso zum Eisen hin bewegt, wie dieses im anderen Falle zu ihm. So ist es auch mit der Aufmerksamkeit. Die

Sprache bezeichnet diese Wechselwirkung des Geistes mit den Dingen zum Vorteil der letzteren, da man sagt, man fühle sich angezogen.

Die das Auge des Kindes vorzugsweise auf sich ziehenden Dinge sind aber entweder solche, welche sich bewegen, z. B. Kinder, Tiere, Bäche, oder welche durch helle Farben und Glanz anziehen, z. B. der Mond (die Taschenuhr gehört in beide Klassen), oder solche, welche durch Höhe imponieren, wie Bäume, Säulen, Türme.

Bei diesem ersten Beschauen der Dinge im Freien fiel mir die Aufmerksamkeit für hohe Dinge auf. Mein dreivierteljähriger Knabe blickte, wenn er über den Kirchhof getragen wurde, stets den Kirchturm aufmerksam und unverwandt an, so lange er ihn mit umgewandtem Kopfe noch sehen konnte, und erinnerte mich an den reisenden Altertumsforscher, der aus dem Kutschenschlage heraus ein altes Gebäude im Auge behält, so lange es geht. Giebt es wohl ein Tier, welches einem Turme eine solche Aufmerksamkeit widmete?

Beim Nachdenken über diese eigentümliche Aufmerksamkeit fiel mir ein, daß, während der Mensch zum Merkzeichen für Orte sich vorzugsweise hohe Gegenstände (Berge, Bäume, Türme) auswählt, diejenigen Tiere, welche sich nicht in die Luft schwingen, sich nur

Merkzeichen wählen, welche in der Höhe ihrer Augen liegen. Des Menschen Blick ist frühe nach oben gezogen.

Durch solch gespanntes Betrachten lernt in diesem Zeitabschnitte das Kind mehr Personen kennen, als das klügste Tier wohl in seinem ganzen Leben. Der Haushund lernt alle Bewohner des Hauses, wohl auch einige Besucher und Nachbarn kennen; aber manches einjährige Kind unterscheidet schon über ein Mandel Personen.

Hat nun das Auge eine Anzahl Bilder öfter in das Bewußtsein geführt, so daß sie sich hier gleichsam daguerrotypisch fixierten, so fängt auch das Ohr an, dem Bewußtsein bleibende klare Eindrücke zu liefern. Mein Knabe unterschied mit neun Monaten, lange bevor er Worte oder Geberden nachahmte, sicher die Worte: Vater, Mutter, Licht, Fenster, Mond, Gasse; denn er blickte oder zeigte, sobald eins dieser Worte ausgesprochen wurde, augenblicklich nach dem durch den Laut bezeichneten Gegenstande. Ein Mädchen soll schon im sechsten Monate, wenn man es fragte, wo Papa sei, diesen mit den Augen gesucht haben. Hierdurch zeigt sich nicht nur, daß auch die Empfindungen des Hörnerven nach öfterer Wiederholung gleichsam Klangfiguren im Be-

wußtsein hinterlassen, sondern auch, daß das Kind herausgefühlt hat, daß diese Laute Symbole für gewisse Dinge sein sollen, oder doch wenigstens, daß es ahnt, diese Klänge müssen in einer engen Beziehung zu jenen Körpern sein, wohl gar einen Teil ihres Wesens ausmachen.

Das Verstehenlernen einer Anzahl Worte geht immer (?) dem Sprechenlernen voraus. Es dauerte noch zwei Monate, ehe A. einen Laut nachahmte. Als eigenen Laut gab er, außer den früheren Lalllauten nur einen von sich, nämlich ei ei, wenn ihm etwas gefiel. Der Diphthong ei scheint überhaupt der stets zuerst ausgesprochene zu sein.

Hinsichtlich des Gedankenausdruckes durch Geberden, für welchen das Kind sich mehr und mehr ausbildet, ergaben meine bisherigen Beobachtungen, daß die Kinder, auch ohne dieses Zeichen je von anderen gesehen zu haben, zur Verneinung mit dem Kopfe schütteln. Ich möchte wissen, ob dieser und der entgegengesetzte mimische Ausdruck bei allen Völkern in gleicher Weise gebräuchlich ist.

Als Beweis, daß außer den genannten Seelenthätigkeiten das Kind dieses Alters auch schon Wahrnehmungen zu einer Art Schluß, oder wenigstens zu

einer Kette von Urteilen verknüpft, sehe ich es an, daß das Kind dem Tische sich freudig nähert, sobald er mit dem Tischtuche bedeckt wird. Es ist dieses keine Urteilskraft, auf welche der Mensch stolz sein könnte, denn auch das Kätzchen springt herbei, sobald man irgend ein Geschirr auf den Tisch setzt; aber ist es denn nicht ein Beweis, daß in der Tier- und Menschenseele sich eine Reihe von Gedanken abspinnt, welche etwa so lautet: „Wenn das Tuch aufgebreitet wurde, ging es schon öfter zum Essen; jetzt wird der Tisch gedeckt, also ist es Zeit, sich auf das Essen zu freuen?“ Daß diese Folgerung nicht in logischer Form, nicht einmal in klaren Begriffen geschehen kann, ist selbstverständlich.

Noch eine andere Seelenäußerung halte ich der Erwähnung wert. Ich zeigte meinem noch nicht ein Jahr alten Knaben einen ausgestopften Auerhahn und sagte, darauf deutend: „Vogel.“ Unmittelbar darauf blickte mein Kind nach einer anderen Seite des Zimmers, wo auf dem Ofen eine ausgestopfte, als auffliegend dargestellte Schleiereule stand, welche es jedenfalls vorher bemerkt haben mußte. Und so that das Kind wiederholt, so oft ich ihm den einen oder den anderen Vogel zeigte. Beweist das nicht, daß das Kind schon eine — freilich wohl sehr unbestimmte — Ahnung von dem

Gattungsbegriffe „Vogel“ hatte? Vorstellungen verknüpfen (associieren) sich nur dann, so daß die eine auftauchende auch die andere aus dem Meere der Erinnerung emportreibt, wenn sie entweder nahe verwandt sind, oder Gegensätze darstellen, welche sich einem gemeinsamen weiteren (höheren) Begriffe unterordnen lassen. Mußte sich nicht die Seele des Kindes aus den zwei in Größe, Form und Farbe so verschiedenen Vogelbildern eine Art Ahnung gezogen haben, daß dennoch jenes Tier auch die wesentlichen Eigenschaften von diesem besitze? Man zeige dem Kinde einen Apfel, nenne ihn dabei Frucht oder beliebig, und man wird sehen, daß es nach einem Kürbis, welcher anderswo liegt, sich umsieht, falls es schon vom Dasein des letzteren früher Kenntnis genommen hat. Ähnliche, aber nicht ganz gleichwertige geistige Vorgänge lassen auch die Tiere beobachten.

Das Temperament des Kindes ist nunmehr noch sanguinischer, tumultuarisch fröhlicher, thatlustiger als früher. Das Kind lacht laut auf, z. B. wenn man Licht anbrennt, jauchzt und johlt, tummelt sich abends halb kriechend, halb purzelnd auf dem Sofa umher, unbekümmert um die Stöße an die Wand, welche seine Stirn erleidet; es wirft jauchzend Gegenstände fort, so

daß mir der kleine Tumultuant öfter vorkam wie ein angehender Student, welcher im Gefühle der Kraft und Freiheit sich nicht zu lassen weiß und „randaliert“.

Neben solchem Übermute bemerkt man aber auch, seit das Ohr sich erschlossen, *die ersten deutlichen Spuren der Furcht.* Erschrecken und krampfhaft zusammenfahren sieht man schon das viel jüngere Kind, wie das Tier. Früher reife Kinder fürchten sich auch früh; ein Mädchen scheute sich schon in der vierzehnten Woche vor Hunden und Katzen [17]). Mein Knabe bog, wenn er vor einer Mühle vorübergetragen wurde, jetzt den Kopf weg, als wollte er einer drohenden Gefahr ausweichen; kurz darauf scheute er, als beim Umhertummeln im Bette das Stroh der Matratze knisterte.

Das Ohr liefert, wie bei den Erwachsenen, die ersten und hauptsächlichsten Sinneseindrücke, welche den deprimierenden Affekt der Furcht erwecken. Der Blitz erschreckt die Kleinen nicht, wohl aber viele der Donner. Immer sind es die ungewohnten, in ihrer Entstehung dunklen Geräusche, welche am leichtesten Furcht erzeugen. Spricht man zu einem Kinde in unnatürlich tiefem oder rauhem Tone, so fürchtet es sich und weint. Darum singen auch Gespenster und Gouverneursbildsäulen Baß.

Bald freilich, vielleicht gar gleichzeitig, fürchten sich die Kinder auch vor Gesichtseindrücken, und zwar vor nichts früher als vor Larven, namentlich schwarzen. Das Kind lernt die Menschen nach ihren Gesichtern lieben und fürchten. Nahm ich die Larve in die Hand, so that das Kind beruhigt und lernte sie furchtlos ansehen; sowie ich sie aber vor mein Gesicht hielt, stieß es einen Schrei der Furcht aus. Auch viele Tiere fürchten sich vor entstellten Menschengesichtern.

Wie hoch steht am Ende dieser Periode der Mensch auf der Stufenleiter der Wesen? Geistig überragt er nur die niederen, aber körperlich übertrifft der „Läufling“ schon alle. Was befähigt ihn nun wohl jetzt zur kunstreichen Kombination von Bewegungen, welche er zum Teil, vielleicht alle, schon als Neugeborenes, einzeln verrichten konnte? Er hat jetzt ein dreimal größeres Körpergewicht, als in der ersten Woche; verdankt er seine großen Fortschritte einfach der Massenzunahme? Gewiß nicht! Manches Tier, z. B. die Maus, ist kleiner und läuft doch gar bald. Das Wachstum des Geistes ist es, welches auch den Körper vervollkommnet.

Fünfter Abschnitt.

Vom Sprechen des ersten Wortes bis zu dem des ersten Satzes.

Die bestimmte Gliederung des Geschehenen nach Woche und Monat wird immer mißlicher, je weiter wir in der Biographie des werdenden Menschen vorschreiten. Oft weiß man gar nicht genau, wohin man den Anfang einer Erscheinung setzen soll, da, wie in der Baumwelt, die Knospen, welche sich im Lenze entfalten, schon in einer früheren Periode vorgebildet worden sind. Überdies weichen die einzelnen Kinder hinsichtlich des zeitlichen Eintrittes der Entwickelungen nicht unbeträchtlich ab.

Ich schildere in diesem Abschnitte die Entwickelung meines Kindes, da meine Beobachtungen fremder Kinder zu unterbrochen waren; ohne aber damit behaupten zu wollen, daß die Entwickelungsvorgänge bei allen Kindern genau dieselben seien. — Mein Knabe hatte bis zu

diesem Zeitpunkte nichts gelernt als laufen und ahmte weder Wort noch Geberde nach; andere Kinder, die Mädchen immer früher, sprechen, ehe sie gehen.

Welches die eigentliche naturgemäße Zeitfolge sei, kann nur eine große Reihe vergleichender Beobachtungen, am besten auch von Kindern wilder Völker, ausmitteln. Wie schön wäre es doch, wenn Eltern aus allen gebildeten Nationen und wissenschaftliche Reisende unter uncivilisierten Stämmen über die Entwickelung der kindlichen Seele genaue Beobachtungen aufzeichneten [18])! Wir wissen, wann die einzelnen Pflanzen blühen und fruchten, wann jeder Vogel mausert, wandert oder nistet; wir wissen, wie lange die oder jene ägyptische Königsfamilie regiert hat — und wir kennen unsere eigene Entwickelung nur so äußerst ungenau!

Ich will, sowie der Welthistoriker in jeder Epoche zuerst und hauptsächlich das Volk schildert, welches Epoche macht, diesen Abschnitt beginnen mit dem epochemachenden Lernen des ersten Sprechens und die Aneignung der Sprache erzählen bis zur Bildung des ersten Satzes.

Die ersten Ton-Nachahmungen, die ich an meinem Knaben beobachtete, bestanden nicht im Wiedergeben von artikulierten Lauten, sondern von musika-

lischen Tönen. Ich sang ihm, als er vierzehn Monate alt war, und noch gar nichts nachahmte, zuweilen ein Volkslied vor, dessen Melodie mit f — c, also einer absteigenden Quarte anhebt, welches Intervall im Liede häufig und nachdrücklich wiederkehrt. Ich war höchlich überrascht, als das Kind im halben Einschlafen dieses Tonverhältnis genau, nur in der höheren Oktave, mit mir sang. Ebenso an den folgenden Tagen; endlich geschah es auch ohne mein Vorsingen.

Mein Erstaunen darüber, daß früher Töne, als Sprachlaute nachgeahmt wurden, minderte sich, als ich mich der Vögel erinnerte, von welchen viele einzelne Töne, selbst ganze Melodien nachahmen lernen, ohne es je zum artikulierten Laute zu bringen. Nur der Papagei, Gimpel, Star und die rabenartigen Vögel ahmen Sprachlaute nach. Von diesen Sprechvögeln lernt aber nur Star und Gimpel auch Töne nachsingen, gleich als waltete auch hier ein Gesetz, welches sich mir bei der Beobachtung der Schüler oft aufdrängt, daß musikalische Talente selten zugleich ein feineres Ohr für Sprachlaute haben.

Bald bemerkte ich auch, daß das Kind seinen Naturlaut ei ei, den es ungelernt erzeugte, ziemlich genau in dem Tone (Accente) modulierte, in welchem

ihm derselbe vorgesprochen oder, richtiger gesagt, recitiert wurde.

Ist es Regel oder Ausnahme, daß der Säugling früher nachsingt als nachspricht? Mehrere Mütter, welche ich darüber befragte, waren ein ähnliches Nachsingen nicht gewahr geworden, hatten aber auch keine ausdrückliche Probe gemacht. Ich für meinen Teil gewann durch Versuche mit anderen Säuglingen, von welchen ich die ihnen in einer besonderen Tonfolge recitierten Wörter in derselben Weise wiederholen hörte, und durch die Beobachtung, daß die Thüringer Kinder schon in den ersten Sprechversuchen unseren singenden Accent nachmachen, die Überzeugung, daß das Kind, wie der Vogel, leichter Singtöne als Sprachlaute auffasse und wiedergebe [19]). Bei taubstummen Kindern muß dies anders sein, da sich wohl die Erzeugung der Sprachlaute, nicht aber die der Singlaute sichtbar machen läßt.

Mein Knabe war schon vierzehn Monate alt, als er zum erstenmale etwas nachahmte. In diesem Alter können viele Kinder schon eine Anzahl Kunststücke oder sprechen mehrere Worte. Erwacht denn bei den meisten Kindern der Trieb zur Nachahmung der Sprachlaute früher als der zur Nachahmung von Geberden und Bewegungen?

Ein paar Tage später ahmte mein Kind, ohne je dazu aufgefordert worden zu sein, den Laut des Riesens nach und parodierte diesen ihm komisch erscheinenden Laut der Erwachsenen bei jeder Gelegenheit mit schelmischer Miene.

Neugierig warten Neulingseltern, welche auch wohl wegen des langen Ausbleibens der Sprechversuche vor Taubstummheit bangen, auf das erste nachgesprochene Wort. Welches wird es sein? Durchaus nicht immer das gewünschte, hundertmal vorgesagte „Papa“ oder „Mama“, welchen Ehrentitel die Eltern so gern zuerst aus des Gastes Munde vernehmen. Mein Junge fand den von der Gasse heraufdringenden Ruf des Brezeljungen: „Neuback!“ zuerst der Nachahmung wert und rief ei — a!, sobald er jenen vernommen. Man ersieht daraus, daß von Wörtern, welche schwierigere Konsonanten enthalten, das Kind zuerst nur die Vokale richtig auffaßt und wiedergiebt. Die Hauptkunst aber für das treue und feine Nachahmen von Sprachlauten beruht, wie ich mich bei Schülern im Englischen überzeugte, auf der Schärfe des Hörens; die Ungefügigkeit der Mundteile ist ein viel geringeres Hindernis, als ein schwer auffassendes Ohr.

Bei manchen Kindern folgen dem ersten Worte sehr

schnell andere. Besonders zum Sprechen aufgelegt erscheinen die meisten früh morgens und abends nach dem Anbrennen der Lampe, wo ja auch die Erwachsenen am meisten gesprächig sind.

Mein Knabe war jetzt noch nicht zum Nachsprechen vorgesagter Wörter zu bewegen. Erst zwei Monate später (im sechszehnten Monate), als er schon die Bedeutung von mehr als zwanzig Wörtern (außer den früher erwähnten auch Laterne, Musik = Klavier, Ofen, Vogel, Kegel, Topf und andere) verstand und die genannten Dinge mit den Augen aufsuchte; als er mehrere neue Lalllaute (wie pujéh, pujéh, tupe tupe téh, dann wie ämmäm und attah klingend) vorgebracht und neben seiner ersten natürlichen Freuden-Interjektion Ei auch das fragend-befehlende Ho hatte hören lassen, ließ er sich herbei, auf Nachahmung einiger wenigen Worte einzugehen. Sie war aber sehr unvollkommen. Papa gab er durch Attah wieder, Ida auch durch Atta.

Im siebzehnten Monate, nachdem er die früheren Lalllaute aufgegeben, fing er an, mehrere Silben zu plaudern, welche den Einfluß gehörter deutscher zu verraten schienen. Er plapperte förmlich die Silben mäm, mam, mad-am, a-dam, das. Ich bemerkte ein solches „Wälschen“ auch bei anderen Kindern, aber

die Laute sind bei fast allen verschieden. Erst lassen sie dabei eine oder mehrere Silben rasch nach einander erschallen; dann halten sie plötzlich inne, als besännen sie sich auf etwas Neues, pressen förmlich, als müßten sie sich anstrengen, ihr Organ in Ansprache zu versetzen, bis endlich ein neuer Laut zu Tage kommt, der dann wie Mühlengeklapper wiederholt wird. Bei manchen Kindern erinnerten mich diese Klänge an die Silben, welche den Melodien der Vögel zu Grunde liegen (vergleiche Bechstein's Libretto der Nachtigallen) und an die otaheitischen Silben, wie ich sie dereinst in Cooks oder Forsters Reise gelesen: ta, tu, pa pe-i-ti, u. s. w.

Die ersten Wörter, welche das Kind sprechen lernt, sind natürlich solche, welche Dinge bezeichnen, die in seinem Horizonte liegen, zunächst meist Papa und Mama. Diese in vielen Sprachen fast gleich klingenden Wörter sind meistenteils unter den ersten. Bei Kindern der Bauern in Thüringen, wo man nicht das für vornehm geltende Papa und Mama braucht, lauten die Bezeichnungen der Eltern Atte, Aette, Tate, Fatte und Amme, Aemme, Aemmäm, Mämme, Matte. Zeitig werden ferner gesprochen die Namen oft genannter Familienglieder: Anne, Ete (Grete), Itte (Ricke), All (Karl) u. s. w. Oder auch die Bezeichnungen

für Lebensbedürfnisse und Kleidungsstücke: Minne Milch, Bot Brot, Mante Mantel u. s. w., und für Tiere, zu deren Nennung die Wärter meist besondere Kindernamen brauchen: Muh, Bä, Dodo, Hotto-pferd, Ihz = Hinz für die Katze, Piep piep = Vogel u. s. w. Oft spricht das Kind auch frühzeitig die Bezeichnungen einzelner Körper-, besonders Gesichtsteile (Mund, Ase, Ohn, Ale = Haare, Finne = Finger) und für Lieblingsorte (Asse = Gasse, Atten = Garten, Baie-Baie = Wiege).

Bemerkenswert und vielleicht auch in den einfachen Sprachen ungebildeter Völker vorkommend [8]) ist die Vorliebe für Wörter aus zwei gleichlautenden Silben, wie Papa, Mama, Bimbam, Tiktak, Dodo. Ist diese Vorliebe bedingt durch die Freude über die Leichtigkeit, mit welcher sich die Sprechwerkzeuge in derselben Weise, wie sie eben angelassen waren, noch einmal bewegen lassen, sowie der Anfänger im Klavierspielen gar oft dieselbe Taste noch einmal anschlägt, ehe er weiter geht? Oder ist es gar schon die Freude über ähnlichen Klang, über Assonanz und Reim? Vielleicht beides.

Meist besteht der ganze Sprachschatz eines solchen Anfängers lediglich aus Hauptwörtern. Bald reihen

sich einige ortbezeichnende Adverbe, meist zuerst da und auf an, wozu bald noch unte (herunter!) und mit kommen. Mit auf und unte bezeichnet das Kind den Wunsch, auf den Arm genommen oder auf den Boden gestellt zu werden, durch mit das Verlangen nach der Begleitung der Wärter.

Von Fürwörtern wird zwar hier und da du du, aber nur als Zuruf der Drohung, als Interjektion gebraucht und verstanden. Die Fürwörter werden erst in der folgenden Periode als Personenbezeichnungen verstanden und angewendet. Dagegen scheint jedes Kind recht früh Klang und Bedeutung von mein zu verstehen. Ich hörte kleine Kröpfe, welche kaum zwölf Vorstellungen im Bewußtsein hatten, dies Wort so nachdrucksvoll aussprechen, wie einen Bauer bei einem Marksteinzwiste. Man erkennt daraus, wie natürlich und unaustilgbar im Menschen der Eigentumsbegriff steckt, und beobachtet gar sehr frühe, wie leicht und oft zwischen Kindern dieses Alters ein Hader über Eigentum und Besitz entbrennt.

Wenn das Kind ein Wort aus eigenem Antriebe spricht, so verbindet es allemal, sofern das Sprechen nicht mehr ein einschläferndes Lallen, sondern ein deutliches Sprechen ist, eine Willensäußerung damit. Die Ur-

sprache ist nichts als ein vernehmlich gemachter Wille. Es begehrt den genannten Gegenstand, wenn auch nur, um ihn näher zu betrachten und sich genauer zu überzeugen, welche Übereinstimmung denn eigentlich zwischen dem Gegenstande und seinem luftigen Symbole vorhanden sei.

Frühzeitig lehrt man gewöhnlich dem Kinde einige Worte des Grüßens. Mit Recht; denn dies sind die ersten direkten Ausdrücke des Gefühls von dem freundlichen Verhältnis des Menschen zum Menschen. Auch viele Tiere begrüßen sich durch Laute. Das Kind lernt die Bedeutung mancher Grüße (natürlich aber nicht von „Diener!", was man bei uns häufig lehrt) bald verstehen. Es begleitet seine Grußworte Adé, Tag! mit ganz entsprechenden Geberden. Es sieht also gar bald ein, daß jene Wörter eine Stimmung des Sprechers ausdrücken. Denn um einfach zu bezeichnen, daß eine Person sich nahe oder entferne (wie man sie vielleicht deuten könnte), braucht das Kind die Worte da und fot (fort) mit der zur jedesmaligen Empfindung gehörigen Miene.

Gewöhnlich erst, wenn der kleine Sprachschüler zwölf bis zwanzig Wörter (Interjektionen, Hauptwörter und Ortsadverben) sprechen gelernt hat,

hört man ihn auch Zeitwörter, und zwar nur im Infinitiv gebrauchen. Welche Zeitwörter könnten es sein als essen, trinken, tragen, schlafen? Warum aber nur die Infinitive? Gewiß, weil von diesen schwer bedeutsamen Wörtern dem Kinde nur diese Form auffällt und sich einprägt. Das Kind nämlich, unfähig, eine längere Reihe von Lauten zu vernehmen, merkt (wie es auch der von rasch auf einander folgenden Lauten einer fremden Sprache verwirrte Erwachsene thut) nur auf die Schlußworte eines Satzes. Als solche hört es aber meist Infinitive. „Willst du essen?“ „Du mußt schlafen.“ „Ich soll dich tragen“ u. s. w. Aus solchen Sätzen faßt das Kind mit Ohr und Verstand nur die wichtigsten, die Schlußwörter, wählt sich diese zur Nachahmung aus und ergänzt die übrigen lakonisch durch Geberde und Betonung.

Häufig lernt das Kind auch beizeiten schallnachahmende Wörter und wendet sie mit Vorliebe an. Patsch, pauz, hop, ferner die Tiernamen der Kindersprache: Mu, Bä, Put, Gikgak, Wäkwäk, Huhu sind davon Zeuge.

Natürlich eignet es sich auch bald die Wörter Ja und Nein an, durch deren Gebrauch es ganze Sätze erspart. Bis zum Ende des zweiten Jahres begleiten wohl alle Kinder diese zwei Wörter mit Geberden;

später verliert sich das mimische Accompagnement bei diesen und anderen Wörtern mehr und mehr und macht sich nur noch im Affekte geltend. Südlich wohnende Völker machen bekanntlich viel mehr Gebrauch von mimischen Hülfsmitteln, als wir Nordländer. Sie stehen aber auch dem Kinde rücksichtlich des Temperamentes und anderer geistigen Ähnlichkeiten viel näher.

Die ersten Eigenschaftswörter, welche ich — und zwar nie sehr frühe — gebrauchen hörte, waren groß und klein, welche gewissermaßen als Fürwörter für dieser und jener gebraucht werden, um zwei ähnliche Dinge zu unterscheiden. Dann auch gut, welches angenehme Geschmackseindrücke bezeichnen soll. Die Ursache dieses späteren Gebrauches der Adjektive liegt nicht in der Schwierigkeit der Aussprache (denn das Kind ahmt manche ihm ausdrücklich vorgesprochenen ganz treu und mühelos nach), sondern in der Schwierigkeit des Gedankens. Es ist eine ungemein große Geistesthat, sich das am Gegenstand Haftende, die Eigenschaft, als etwas Losgelöstes, selbständig Existierendes darzustellen. Auch das Wort schön wird, weil von den Wärterinnen in Bezug auf Spielzeug und besonders auf musikalische Töne häufig gebraucht, bald vom Kinde gesprochen und einigermaßen verstanden.

Die den Gegensatz von gut und schön bezeichnenden Wörter dagegen hörte ich kein Kind unter zwei Jahren sagen, so daß man behaupten konnte, es verbinde eine Vorstellung damit. Ließ ich das Kind einen unangenehm schmeckenden Stoff versuchen und sagte dazu garstig, so versuchte es doch bei den nächsten Versuchen nie eine wörtliche Äußerung seines Mißfallens zu geben. Ich glaube, der unangenehme Eindruck ist zu überwältigend, um zum Worte kommen zu lassen, während der angenehme eine befreiende Kraft besitzt. Viel früher lernt jedes Kind das Wort weh = schmerzlich. Wehweh (bei uns Wiwi) wird gar bald zum Substantiv und bezeichnet jede Verletzung und leichten Schmerz. Bedeutendere Schmerzgefühle werden nur durch die Natursprache des Weinens angezeigt. Außer unangenehm schmeckenden Dingen, mit welchen es ja auch selten bekannt gemacht wird, lernt ein Kind nichts kennen, an welchem ihm eine Widrigkeit oder Unschönheit auffiele. Aber eine Ahnung von sittlich Unschönem scheint es früh zu bekommen. Man betrachte nur das Gesicht des Kindes, wenn man ihm ernst sagt: „Pfui, das ist unartig!“ Es liest die Bedeutung aus Miene und Ton des Sprechenden. Früh lernen die Kleinen auch die Bedeutung von alle, womit man bei uns, und nicht

bloß in der Kindersprache, ausdrückt, daß etwas zu Ende oder aufgezehrt sei; ebenso die von päpä, d. h. verborgen, unsichtbar. Ebenso bald trägt es in sein Wörterbuch das kuriose Eigenschaftswort kaput ein, was bei den Thüringern sehr gäng und gäbe ist und so viel als zerbrochen, zerstört bedeutet.

Das Zahlwort eins lernt das Kind früh brauchen und verstehen und ersetzt dadurch Hauptwörter und andere. Es hört seine Wärter, wenn sie ihm einen gleichartigen Gegenstand zeigen, nachdem es eben einen ähnlichen gesehen, sagen: „noch eins!“ und erkennt daraus die Bedeutung. Mein Knabe sagte, lange ehe er Sätze bildete, wenn er kurz nach einander zwei Reiter sah: „Eite! noch eins!“ Die Bevorzugung des sächlichen Geschlechtes rührt daher, daß dem Kinde fast alle Dinge mit dem Diminutiv (der Verkleinerungsform) genannt werden, welches im Deutschen neutral ist. Da nun das Kind immer hört: das Blümchen, das Züngelchen, das Bettchen, u. s. w., so muß es folgerecht auch den Reiter als Neutrum bezeichnen.

Der Sprachschatz besteht also anfangs aus einigen Interjektionen, Substantiven und Verben (diese beiden letzteren sind die zahlreichsten), welche aber nicht abgeändert, dekliniert und konjugiert werden, ferner aus

wenigen Adjektiven und Adverben. Partikel, Präpositionen, Artikel und Pronomina fehlen noch ganz. Schoos heißt soviel als auf den Schoos, Wiege in die Wiege u. s. w. Namentlich fehlt noch und. Es wäre nicht uninteressant, wenn man für die verschiedenen Bildungsstufen des Kindes und der Völker die relativen Mengen der verschiedenen Wortklassen prozentisch berechnete. Es ließe sich so der geistige Reichtum eben so sicher übersichtlich machen, wie uns die Statistik in ihren Tabellen den Stand des Ackerbaues und Handels darlegt [8]).

Anfangs spricht das Kind stets nur ein Wort auf einmal, welches, besonders im Affekte, oft mehreremale rasch wiederholt wird, und scheint sich erst, ehe es ein zweites folgen läßt, zu besinnen, weniger auf die Vorstellung selbst, als auf die Art, wie es zur Bezeichnung der Vorstellung seine Sprachwerkzeuge bewegen solle. Diese Bedenkzeitpause bemerkt man besonders, wenn man ihm ein aus zwei Wurzelwörtern zusammengesetztes Wort vorsagt, z. B. Kuh-Stall. Gerade so sieht sich der Anfänger im Klavierspielen vor jedem neuen, namentlich vieltönigen Griffe genötigt, inne zu halten, um Bedenkzeit zum Befehligen seiner Schwadron zu einer neuen Bewegung zu gewinnen. Allmählich lernt

aber das Kind, welches ich der Kürze und Genauigkeit wegen von nun an „Sprechling“ nennen will, rascher verschiedene Wörter auf einander folgen zu lassen und steht auf der Schwelle zu einer neuen, äußerst bedeutenden Entwickelung, zur Bildung eines Satzes. Mein Knabe erreichte dieselbe erst im zweiundzwanzigsten Monate; manche Kinder gelangen viel früher zu diesem Ziele.

Alle Kinder sprechen bekanntlich nur wenige Wörter ihrer Muttersprache sogleich richtig nach; jeder Sprechling hat seine eigene Mundart, welche zuweilen so von der Schriftsprache abweicht, daß Fremde ihn nicht verstehen. Ob dies auch bei Kindern eines Volkes der Fall ist, dessen Sprache aus so einfachen Silben besteht, wie etwa die Tahitische? Alle deutschen, französischen und englischen Kinder, welche ich sah, „tätschelten“ oder „tillätschten“, wie man es bei uns nennt, mehr oder weniger, d. h. sie ließen manche Laute weg, oder ersetzten dieselben durch verschiedene Laute. Nicht alle Kinder derselben Familie tätscheln auf dieselbe Art. Das eine Kind ruft seine Großmutter: Abutte, das andere Tosutte, ein drittes Osmutte u. s. w.

Ich habe mich bestrebt, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen die Kinder bei ihren Wortnachahmungen ver-

fahren, bei welchen freilich viele unerklärliche Anomalien mit unterlaufen mögen, und will dem Leser, welcher einmal Geduld genug gehabt hat, mir bis hierher zu folgen, die Resultate meiner Beobachtung mitteilen. Ich muß dabei freilich gestehen, daß ich umfassende und genauere Beobachtungen fast nur an meinem eigenen Kinde angestellt habe.

Am sichersten und frühesten ahmt der Sprechling die Vokale nach, zuerst a, ä, u, dann ei und o, am spätesten das reine i, für welches (ob auch außer Thüringen, weiß ich freilich nicht) ein zwischen e und i schwebender Laut gebraucht wird. Anfangs sprachen mehrere von mir beobachtete Thüringer Kinder das a so rein wie Braunschweiger, bald aber bekommt es den dumpfen Thüringer Klang. Die Leichtigkeit der Nachahmung von Vokalen erklärt sich genügend aus der Art, wie man sie hervorbringt. Alle erfordern bekanntlich nichts, als einen Hauch durch die mehr oder weniger geöffnete Mundhöhle. Die Laute ö, ü, besonders äu werden von Thüringer (auch anderen?) Kindern gleich nicht rein gesprochen. Mein Knabe lernte, obgleich er auf richtig sagte, das au ins Haus u. s. w. erst spät erzeugen und ersetzte es lange durch ei, vielleicht verführt durch die leidigen Diminutiven Häuschen, Mäuschen u. s. w.

Von Konsonanten werden am leichtesten und frühesten gesprochen b und m, n, d und s, etwas schwieriger g und w. Mit mehr Mühe lernen die Sprechlinge f, ch und k, am spätesten l, sch und r richtig aussprechen.

Die Laute b, m und w werden von den Lippen hervorgebracht. Sie erfordern die am wenigsten schwierigen Bewegungen, auch sind die Lippen durch das Saugen hinlänglich eingeübt worden. Öfter werden Lippenbuchstaben unter einander verwechselt, weil ihr Klang so ähnlich ist, wie auch in Dialekten: Bond sagte mein Junge für Mond, Basse für Wasser, wie man es ähnlich in einem Bezirke Meiningens, ich glaube um Wasungen, hört.

Die vier Laute n, d, s, sch entstehen aus einem durch Bewegung der Zungenspitze modifizierten Hauche. Der Zischlaut sch wird spät erlernt, obgleich man nicht recht einsieht, warum er schwieriger sein solle als das reine s; statt seiner wird meist s gebraucht (Saf für Schaf u. s. w.). Um den Laut l zu bilden, muß die Zungenspitze an die Decke des Mundes anschlagen. Dies kommt dem Sprechling sauer an, und er läßt deshalb diesen Laut häufig aus (icht = Licht, Voge = Vogel) oder ersetzt ihn am Anfange der Wörter

durch d und b (degen = legen, Bampe = Lampe) und in der Mitte durch n (bind = Bild). Noch schwerer fällt den meisten der Laut r, welcher durch ein starkes, schnelles Erzittern der Zungenspitze erzeugt wird; sie lassen ihn entweder ganz aus (Zucke für Zucker) oder ersetzen ihn, wie Alkibiades that, durch l (welfen = werfen) oder durch j (jeiben = reiben), oder sie bilden ihn rauh und kratzend in der Kehle, schnarren wie Demosthenes und die Ruhlaer. Mein Junge schnarrte sein r viel früher, ehe er den Zischlaut sch bilden konnte; viele Kinder können noch nicht r sagen, wenn sie in die Schule geführt werden.

Die Hervorbringung des h=Lautes durch einen gestoßenen Hauch erscheint dem Kinde, wie dem Ausländer, der deutsch lernt, schwer, und alle Kinder, die ich hörte, ließen ihn fast immer aus bis wenigstens zum Ende des zweiten Jahres.

Zu den schwierigen Lauten gehören auch die Gaumenlaute g, ch und k. Der Kehllaut ch fällt allen deutschen Kindern, obgleich er erwachsenen ausländischen Sprachschülern so viel Mühe macht, leichter als k, welches selbst manche mündige Deutsche nicht scharf aussprechen können, und an welchem Stotternde gewöhnlich einen Stein des Anstoßes finden. Das k

und das harte g wird meist (immer?) durch t ersetzt (tut = gut, tatze = Katze) oder ganz ausgelassen.

Silben, welche aus einem Vokale und einem einfachen Konsonanten bestehen, werden beizeiten richtig nachgesprochen; solche aber, in welchen Doppelkonsonanten vorkommen, gewöhnlich verstümmelt oder umgeformt. Entweder läßt der Sprechling einen der beiden Konsonanten, meist den ersten, aus (Eitun = Zeitung, Päd = Pferd, Bod = Brot, Wein = Schwein, int = singt, dot = dort) oder ersetzt ihn durch einen anderen, geläufigeren Konsonanten (Anz = Salz, Minne = Milch, Bind = Bild; toss = groß, tein = klein, Atenne = Laterne, bafen, tafen, später slafen = schlafen, Iss = Hirsch, Tule = Schule, Pitte = Splitter, Atitte = Karnikel, Kaninchen; Annold = Arnold, Matta = Martha, atsen = klatschen, Tuhl = Stuhl, Finne = Finger, Basse = Flasche, Tuttav = Gustav); oder das Kind schiebt statt des einen Konsonanten einen Vokal ein (moigen = morgen, Toich = Storch). Auffallend war mir, daß mein Knabe, als er den Doppellaut sp sprechen lernte (er war zwei Jahre alt), ihn auf norddeutsche Art rein sprach, nicht wie seine Umgebung, also nicht Schpielen, sondern S-pielen; ebenso S-tuhl, nicht Schtuhl sagte.

Ich fühle mich verpflichtet, einen pädagogischen Wink hier einzufügen. Die Kinderwärterinnen, in dem Gefühle, für das niedliche Kind passe sich nur Niedliches, sprechen ihrem Pfleglinge fast alle Hauptwörter als Diminutive vor. Weit entfernt, diese so natürliche Sitte verbannen zu wollen, wünsche ich nur, daß man die Verkleinerungsform nicht von solchen Wörtern brauche, welche darin unübersteigliche Schwierigkeiten und Mißklänge bieten. Wo man die lieblichen Diminutivsilben le und li braucht, geht es viel besser und wohlklingender ab; aber unser tonloses chen macht dem Sprechlinge oft zu viel Mühe. Was soll er mit Vögelchen, Tischchen anfangen? Manche helfen sich, daß sie statt der Verkleinerungssilbe chen ten sagen (Eichönten = Eichhörnchen, Aepften = Äpfelchen); in anderen Wörtern sen (Mädsen = Mädchen) anwenden. Ein Kind sagte beständig Mädis, Hundis für Mädchen, Hundchen.

Um ein Bild zu gewinnen, wie ein Sprechling Wörter, die ihm fast alle neu und unverständlich sind, auffaßt und wiedergiebt, sprach ich meinem einundzwanzig Monate alten Knaben einen Vers vor, welchen seine Wärterin ihm als ständiges Wiegenlied sang. Er sprach Wort für Wort so nach:

Guter Mond, du gehst so stille
Tute Bohnd du tehz so tinne

Durch die Abendwolken hin,
Duch die Aten-bonten in,

Gehst so traurig, und ich fühle
Tehz so tautech und ich büne,

Daß ich ohne Ruhe bin.
Dass ich one Ule bin.

Guter Mond, du darfst es wissen,
Tute Bohnd, du atz es bitten,

Weil du so verschwiegen bist,
Bein du so bieten bitz,

Warum meine Thränen fließen
Amum meine tänen bieten

Und mein Herz so traurig ist.
Und mein Aetz so atich iz.

Von längeren Wörtern giebt das Kind, wie das Echo, nur die zwei letzten Silben wieder. Die erste Silbe eines dreisilbigen oder auch eines schwierigen zweisilbigen

wird entweder ganz übergangen oder durch einen unbestimmten Vorschlagslaut, welcher bald wie o, a oder m-m klingt, ersetzt (Abutte = Großmutter, Atatt = Bernhard).

Überraschend oft bildete mein Knabe die nie gehörten plattdeutschen weicheren Formen (oft t für s, p für pf u. s. w.). So sprach er anfangs Topf nie anders nach als pot. Ist dies gewöhnlich?

Was macht uns die erste Kindersprache zu einer so lieblich erfreulichen, daß wir alle sie gern hören und unwillkürlich oft auch tätscheln, wenn wir mit dem Kinde reden? Ist es bloß der komische Eindruck unbeholfener Versuche in Thätigkeiten, welche wir für federleicht halten, weshalb Ungebildete über die deutsche Aussprache von Ausländern gern lachen? Oder ist es zugleich ein mehr begründetes Wohlgefallen an der weicheren, milderen Form, in welche das Kind unsere rauhen, unschönen Laute umgießt?

Wie interessant müßte es sein, ausführliche Vergleichungen zu besitzen, auf welche Weise Vögel, uncivilisierte Völker oder Taubstumme unsere Laute nachahmen, oder wie slavische Kinder über die schrecklichen Drillingskonsonanten ihrer Muttersprache Herr werden; was die Ursache sei, daß die Slaven so leicht romanische

Sprache lernen, und dergleichen. Der Star lernt sein gewöhnliches Kunststück Spitzbube (keineswegs ein leichtes Wort) früher in allen Lauten richtig nachahmen als ein Kind, da er nur das S im Anfange etwas sitzen läßt. Von Nachahmungen europäischer Laute durch Wilde ist mir nur das tahitische O-Tute für Cook (Kuhk) erinnerlich. Gerade so ahmte mein Knabe den Namen des Seehelden nach.

Um noch eine Probe zu geben, wie die sprachliche Entwickelung dieser Periode an die folgende angrenzt und in sie sich verliert, wie eine Regenbogenfarbe in die benachbarte, führe ich folgende Erzählung meines zwanzig Monate alten Knaben an, die er mir in der Abenddämmerstunde gab: Atten — Beene — Titten — Bach — Eine — Puff — Anna sprach er mit ziemlich langen Zwischenpausen und lebhaftem Geberdenspiel. Das sollte heißen: Wir waren heute im Garten, haben Beeren und Kirschen gegessen, dann in den Bach Steine geworfen und sind der Anna begegnet.

So lautet die erste hieroglyphenartige Sprache, welche statt des Geschehenen nur das Subjekt und Objekt angiebt und alle anderen Angaben, namentlich die Bezeichnung der Thätigkeit und Zeit, als selbstverständliche Füllwörter dem Zuhörer überläßt. Deshalb

sind Erzählungen, welche Kinder und Natursöhne geben, so oft nur dem verständlich, welcher das Erzählte mit erlebt hat. Wird es uns nicht mit vielen alten Schriftdenkmalen immer so ergehen?

Nachdem ich nun lange — der Geduld vieler Leser vielleicht zu lange — bei der Sprachentwickelung dieser Periode verweilt habe in der Überzeugung, daß diese wichtigste aller menschlichen Fähigkeiten eine in die kleinsten Einzelheiten eingehende Betrachtung wohl verdiene, wende ich mich nun zur kurzen Besprechung der anderen körperlichen und geistigen Entwickelungen dieses Zeitraumes und wähle aus der Fülle der sich mehr und mehr häufenden und verwickelnden Erscheinungen zuerst die der Bewegung.

Das Gehen, welches sicherer, weniger breitspurig und schwankend und in immer rascherem Tempo geübt wird, muß jetzt auch auf unebenem Boden versucht werden. Anfangs taumelt das Kind, wenn es in eine nur wenig ausgetretene Stelle des Gartenweges tritt, weil der eben vorschreitende Fuß zu tief gerät, und der Schwerpunkt in Gefahr kommt. Kaum ist diese Schwierigkeit nach manchem Falle einigermaßen überwunden, so macht sich der kleine Equilibrist an das neue Kunststück, eine Schwelle zu überschreiten. Dabei hält

er sich anfangs an dem Thürpfosten an und setzt sehr vorsichtig (meist war er beim Kriechen schon darüber gefallen) mit zurückgehaltenem Rumpfe das eine Füßchen hinaus, um später das andere nachzuziehen. Endlich einmal, in der hastigen Begierde, einer hinausgehenden Person zu folgen, überhebt er sich des Anhaltens und übt dieses Übersteigen des Hindernisses von nun an immer so, wenn er nicht durch ein schmerzbringendes Mißlingen vor der Hand sich abschrecken läßt, so kurzen Prozeß zu machen.

Sehr bald sind auch die Wagehälse „des Henkers“ auf die Treppen, auf welchen fast jedes Kind seine Vorstellungen von Abwärts mit einer Brausche erkaufen muß, während unsere Haustiere auch in dieser Hinsicht von der Natur mit mehr Einsicht und Vorsicht ausgestattet sind. Ein paar Stufen rückwärts hinabzukriechen, oder eine Treppe auf allen Vieren zu erklimmen, ist dem Kinde eben so gefährlich, aber auch eben so lieb, wie den Sportsmen das Übersetzen von Gräben und Hecken.

Weniger sind die kleinen Spaziergänger dazu anzuleiten, zur Überschreitung einer Pfütze einen größeren Schritt zu machen, was doch das reinliche Kätzchen so frühe thut; meist tappen sie gedankenlos oder mit an-

scheinender Luft hindurch. Auch abgesehen von ihrer Gleichgültigkeit gegen Schmutz und nasse Füße, welche man als Hauptmotiv unterlegen könnte, scheinen sie ziemlich schwer zu der Gewißheit zu kommen, daß sie durch stärkere Anspannung der Hebemuskeln des Schenkels mit einem Schritte über einen größeren Raum hinwegkommen können. Viel eher drängt und freut es sie, durch Beschleunigung des Tempos der Schritte zum Ziele zu gelangen. Viele Kinder fangen bald an trabend zu laufen und geraten dabei leicht so sehr in Schuß, daß sie am Ziele kopfüber fallen.

Hände und Arme erwerben indeß große Fertigkeit in mancherlei Bewegungen. Sie sind in beständigem Anfassen, Aufheben, Hinwerfen, Zerren, Rupfen, Hämmern, Drehen und Schwingen von Gegenständen begriffen, und eine umsichtige Mutter wird wohl thun, ihnen nicht bloß das etwas einseitig gepriesene Bällchen, sondern vielmehr Geräte aller Art zum Spielen zu geben, an welchen sich Bewegungen in den mannigfaltigsten Richtungen ausführen lassen. Das Kind muß Gegenstände von verschiedener Größe, Form und Beweglichkeit zu behandeln bekommen; nur seien sie stets groß genug, um vor dem Verschlucken sicher zu sein, und weder spitz noch scharf: Kugeln verschiedener Größen,

Kegel zum Aufstellen, Stühle zum Schieben, Peitschen zum Schwingen, Hämmer zum Pochen, Kaffeemühlen, um zu drehen, Gras und Blumen zum Abrupfen, Bücher zum Blättern, besonders auch Schachteln und Kästchen zum Öffnen und Zumachen. An den letztgenannten befriedigt und übt das Kind seinen Trieb, in das Innere der Dinge zu schauen.

Die meisten Kinder brauchen bis in das dritte Jahr beide Hände ziemlich gleichmäßig; nur wenige geben der einen, und lange nicht alle der privilegierten „schönen“, den Vorzug. Ob wohl bei allen Völkern der Glaube herrscht, daß die rechte Hand die schöne, vorzugsweise zu brauchende sei? Wenn wirklich dieser Vorliebe eine organische Ursache zu Grunde liegt, so muß ich gestehen, sie nicht zu kennen. Die Affen, welche ich beobachtete, brauchten beide Hände gleich fertig. Ich halte es für Pflicht, die Mutter dabei aufmerksam zu machen, im Bestreben, das Kind an die Vorliebe für die rechte Hand zu gewöhnen, nicht ausschließlich gegen die linke zu werden, aus Gründen, welche diese Stieftochter in Franklins berühmtem Briefe so überzeugend entwickelt. Auffallend ist, daß man in manchen Familien (zuweilen war Vater oder Mutter in der Jugend linkshändig, zuweilen aber auch nicht) alle Kinder die linke Hand

vorziehen sieht. Man heilt sie davon am besten, wenn man den linken Ärmel über die Hand verlängert und sackartig zunäht[20]).

Die Mutter wird bei dem Spielen ihres Kindes mit Lust bemerken, wie die Bewegung, welche den Vorderarm des Menschen und der Affen vor denen aller anderen Tiere auszeichnet, nämlich die Pronation und Supination sich vervollkommnet. Man nennt so die Bewegung der Vorderarmknochen, wodurch die Hohlhand (Handteller) bald nach oben, bald nach unten zu liegen kommt; im Deutschen könnte man es die Darreichungs- und Empfangsbewegung nennen, da es leider keinen gäng und gäben Ausdruck dafür giebt.

Mit großer Lust werfen alle Kinder dieses Alters und werden oft deswegen als böse Kinder gescholten. Aber sehr mit Unrecht. Man beobachte vielmehr — wenn auch einige Spielgeräte, wohl auch einmal eine Fensterscheibe zu Grunde gehen —, wie diese hauptsächlich das Herrwerden des Menschen über die flüchtigen Tiere begründende Bewegung sich allmählich ausbildet und verstärkt, und freue sich mit ihnen, wenn ein Stein recht weit rollt oder platschend ins Wasser springt! Die Lust am Werfen nimmt gewöhnlich die Kinder auf Spaziergängen ganz in Anspruch. Schon der ein-

jährige Läufling hebt alle Steinchen auf, um sie fortzuschleudern, und freut sich ihres Rollens. Der ältere Knabe, auf der Roßtrappe oder Bastei stehend, denkt gewiß an nichts früher, als wie weit er wohl hinüberwerfen könne. Er will sehen, wie weit sein Wille einen Körper trägt. Man könnte die menschlichen Civilisationsstufen danach abteilen, wie weit und wie sicher der Mensch wirft: Stein, Scheuder, Bumerang, Hassagaye, Speer, Pfeil, Blasrohrkugel, Katapulte und Lancasterkanonen.

Jetzt lernt auch das Kind eine freilich recht unscheinbare Kunst, ausz uspucken nämlich, die ihm aber, namentlich beim Heraufhusten von Schleim, schwer genug fällt. Wenigstens sah ich Neunzehnmonatliche die Hülsen von Stachelbeeren recht geschickt aussaugen und dann auswerfen. Es ist denn doch ein Fortschritt, den unverdaulicheren Teil einer Speise nicht in den Magen kommen zu lassen, — eine Art Vorstufe zur Zubereitung der Speisen.

Außerdem gelingt es dem kleinen Immerdurst, nunmehr auch ein Trinkgeschirr allein und geschickt zum Munde zu führen. Das ist eine Stufe der Lebensart, welche höchstens ein wohldressierter Affe, sonst wohl kein Tier, erreichen dürfte. Kein Tier, so viel ich weiß,

schöpft sein Getränk in einem Gefäße ein, obgleich die Natur genug Muschelschalen und hohle Früchte bietet. Das Tier taucht mit dem Gesichte nach unten in die Quelle, nur der Mensch schöpft. Verwehre deshalb deinem Kinde nicht stets, mit einem Becher zu „gäskern und zu manschen“; es schult sich zur menschlichen Sitte ein und macht dabei physikalische Experimente!

Wenn das Kind bisher vom Stehen und Gehen ausruhen wollte, so ließ es sich auf platter Erde nieder und setzte sich kauernd auf den Boden. Jetzt will es die orientalische Manier aufgeben, was ihm eben so schwer fällt, als uns die muselmännische Art beschwerlich. Es nähert sich zu dem Zwecke einem Sessel rückwärts, und nachdem es die Entfernung besehen, beugt es die Knie, bis es niederhockend die Unterstützungsfläche unter sich fühlt. Dabei hat es die nicht leichte Aufgabe, den Schwerpunkt festzuhalten, den es manchmal verliert und sich daneben setzt oder unsanft in den Sitz plumpt. Ist es aber glücklich zum Sitzen gekommen, so sieht man es freundlich lächeln und gar vergnügt und stolz mit den Füßen baumeln. Und in der That hat es Ursache, stolz zu sein. Der zum Ausruhen hockende Wilde, selbst der schneiderartig sitzende Muselmann, welch eine unschöne Attitüde! Man denke sich den

olympischen Zeus, statt auf dem Throne sitzend, so hingekauert, und er wird ein unschöner Götze. Zugleich hat unsere Art zu sitzen den für thätige, sanguinische Menschen und also für die Kinder nicht geringen praktischen Vorteil, daß man aus ihr leichter in die Höhe kommt zum Stehen, Gehen und Handeln. Jedes Kind soll darum nunmehr einen passenden Sessel bekommen.

Alle Kinder dieses Alters, auch die Mädchen, lieben zu reiten. Sei es die drohende und doch zu überwindende Gefahr desselben, sei es die Ahnung, dereinst fremde Kräfte zur eigenen Bewegung zu brauchen, alle reiten gern auf dem Knie, auch wohl schon auf dem Schaukelpferde. Der Reiter macht gewiß auf das Kind einen ähnlichen großartigen Eindruck, wie einst Cortez zu Roß auf die Mexikaner, welche ihn für einen Tiergott hielten; und die unüberwindliche Lust des Knaben, einmal auf einem Klepper, oder doch auf einem Esel zu sitzen, ist daher erklärlich. Ebenso beherrscht das Kind schon gern Tiere, und wären es auch nur ihre in jedem Sinne hölzerne Abbilder. Der Knabe zerrt seinen „Braunen“ nach sich und verfehlt nicht, ihm zuweilen durch die Peitsche zu zeigen, wer Herr ist. Mit gegentierquälervereinlichen Einsprüchen käme man jetzt noch zu frühe; es hat aber auch noch nichts auf sich.

Schwerer als die Beherrschung seines Gaules, wird dem Kinde das Herrwerden über zwei Diener, welche es jetzt bewältigen lernen soll. Die willkürliche Anspannung und Erschlaffung der Schließmuskeln, welche die Ausführungsgänge des Darmes und der Urinwege verschließen, ist ein so merkwürdiger Fortschritt, daß ich ihn auf die Gefahr hin, wegen ärztlicher Indiskretion getadelt zu werden, nicht übergehen darf. Alle Muskeln seines Körpers, welche jemals der Willkür unterworfen sein können (außer etwa den verkümmerten Muskeln an der Ohrmuschel, welche den meisten erwachsenen Menschen unbrauchbar sind) hat der Mensch nunmehr unterjocht. Die Muskeln der Arme und Beine, die des Rumpfes und des Gesichtes parieren ihm wie leidlich exerzierte Rekruten. Nur jene obengenannten führen noch ihr unabhängiges, trotziges, die Ordnung und Sitte störendes Palikarenleben. Der unmündige König selbst fühlt es kaum, daß er auch diese bändigen und unter das Gesetz bringen könne, wenn ihn nicht die auswärtigen Mächte der Eltern und Wärter erinnerten und bedrohten. Da rafft er sich auf, der Unwirtschaft zu steuern. Aber wie schwer ist das nicht! Alle anderen Muskeln sind von frühe an dem Willen unterworfen und brauchen nur in vorübergehender Zusammenziehung

erhalten zu werden. Jene Schließmuskeln aber (in ihrem Bau etwa zu vergleichen den um eine schlauchartige Börse geschobenen, elastischen Ringen, welche durch ihr Zusammenschnüren das Herausfallen des Geldes verhüten) haben bisher ohne Zusammenhang mit dem Bewußtsein nach Belieben gearbeitet, aber von nun an sollen sie nach dem Willen des Herrschers beliebig lange sich anstrengen und bei eintretendem Unvermögen wenigstens die Regierung schleunigst benachrichtigen. Während sie, so lange das Kind noch keine Wahrnehmung von der beginnenden Ausleerung jener Auswurfsstoffe bekommt, nur kürzere Zeit (der Blasenschließer nur ein bis zwei, der Afterschließer vier bis sechs Stunden) in ununterbrochener Zusammenziehung verharrten, müssen sie später wohl das Vierfache dieser Zeit in ihrer anstrengenden Thätigkeit ausharren. Kein anderer Muskel läßt eine so ununterbrochene Kontraktion zu, als außer jenen der Schließmuskel der Augenlider, welcher ja auch die ganze Nacht und beim Schlafe tagsüber in zusammengezogenem Zustande verharrt. Die Zusammenziehung des letzteren Muskels erfolgt beim Schläfrigwerden ohne unser Bewußtsein, oft wider unseren Willen („die Augen fallen uns zu“), kann aber auch willkürlich bewirkt werden beim Blinzeln, wobei, wenn man die Augen

recht fest schließen will, die Anstrengung desselben fühlbar wird. Macht man dem Kinde das Blinzeln („Zwinkern“) vor, so versucht es bald die Nachahmung; man sieht aber, daß der Muskel nicht ganz leicht Ordre pariert.

Die Schließmuskeln jener Ausführungsgänge geben aber oft (selbst noch bei zwölf- und mehrjährigen Kindern) besonders im Schlafe der Anstrengung nach, ohne zuvor das Bewußtsein zu benachrichtigen, daß Gefahr droht. Sie sind dann Schildwachen gleich, welche sich gegen einen nächtlichen Überfall wacker wehren, aber nicht früher das Alarmzeichen geben, bis sie überwunden sind.

Weckt man aber ein einjähriges Kind allnächtlich einigemal und läßt es nicht eher wieder einschlafen, bis es den Urin entleert hat, so errichtet man in der kindlichen Seele auf geheimnisvolle Weise eine Art Weckeruhr. Die Vorstellung des Erwachens erregt die der Ausleerung, und umgekehrt weckt allmählich das Bedürfnis der Ausleerung das Bewußtsein aus dem Schlafe. Ist es doch gerade, als wenn der auf das Äußerste getriebene Schließmuskel einen Stift aushöbe, welcher ein Gewicht hemmte; dieses fängt nun an zu ziehen, die Räder drehen sich, der Hammer lärmt an der Glocke, der Schläfer erwacht und kündigt sein Bedürfnis an.

Bei der Aneignung keiner anderen Sitte und Anständigkeit äußert sich so sehr der zauberhafte Einfluß der Gewohnheit. Man sagt oft bedauernd, der Mensch sei ein Gewohnheitstier; richtiger würde man sagen: Zum Glück ist er ein solches!

Müßte ich nicht fürchten, daß schon manche Leser, ärgerlich über die Rücksichtslosigkeit der Naturbeobachter, diese Seite übersprungen hätten, so würde ich aus dem Leben uncivilisierter Völker und der Tiere Züge anführen, welche zu dieser Erziehung des Kindes zur Reinlichkeit und anständigen Sitte nicht uninteressante Vergleiche bieten.

Doch ich wende mich zu den Vermittlern der Welt und des Geistes, zu den Korrespondenten der Seele, über deren Mitteilungen die letztere ihre Leitartikel denkt, zu den Sinnen. Im Anfang waren ihre Berichte so kurz, abgebrochen und verworren, wie die Erzählung eines Bauerntölpels von einem Schauspiel; jetzt werden sie genauere, ausführlichere, geordnetere Berichterstatter.

Der Geschmack hat eine Fülle neuer Eindrücke erhalten, und liebt es sehr, fortwährend neue Erfahrungen zu sammeln. Das Kind drängt sich zu jeder neuen Speise und will alles kosten und schmecken. Noch findet es fast nur an Süßigkeiten Wohlgefallen. Beim Genusse saurer Dinge macht es anfangs ein „saures Gesicht“,

findet aber bald auch Geschmack daran. Milch und Wasser liebt es fast gleich sehr, Bier nicht bei dem ersten Male. Sein Gesicht strahlt vor Freude bei einem Wohlgeschmacke, vielleicht ist in keinem Lebensalter die Gutschmeckerei so herrschend. Jedenfalls ist der Geschmack derjenige Sinn, welcher das Kind dieses Alters am häufigsten und stärksten erfreut. Nur beim Wiedersehen eines lieben Bekannten giebt es noch lauter seine Freude zu erkennen, als über eine Leckerei [5]).

Das Tasten hat sich durch das häufige Angreifen („Begreifen") der Dinge sehr verfeinert oder ist doch zu einem klarer bewußten Sinne geworden. Mein Knabe erkannte im dunkeln Zimmer mehrere Gegenstände mit charakteristischen Oberflächen, welche ich ihm darreichte, z. B. Apfel, Pelz, Buch und dergleichen. Wie weit sich dieser Sinn ausbilden lasse, ist aus der Erziehung der Blinden bekannt. Wir thun, glaube ich, in der Erziehung gesunder Kinder gar zu wenig, oder eigentlich nichts, zu seiner Ausbildung, und doch läßt sich in der Dämmerstunde gar lustig mit dem Kinde spielen, wenn wir ihm Gegenstände zum Erraten mit den Fingern vorhalten.

Das Gehör scheint immer deutlichere, im Gedächtnis mehr dauernde Eindrücke zu liefern. Das Kind

kennt nunmehr einige Tiere, sogar mehrere Menschen, an ihren Stimmen. Das aufkommende Wohlgefallen an der Musik ergiebt sich teils daraus, daß die Kinder gern selbst Trompetchen, Pfeifchen und Trommeln zum Ertönen bringen, teils daß sie ihr gewohntes Wiegenlied kennen und dasselbe da capo verlangen. Rauschende Musik regt sie anfangs auf [13]), sanfter Gesang beruhigt sie und schläfert sie ein. Die Läuflinge zeigen öfter, daß bei ihnen, wie bei den Wilden, fröhliche Musik und Tanz stets zusammen gedacht werden. Bei ganz jungen Kindern scheint diese Tanzlust mehr angelehrt. Alle Mädchen tanzen früher und geschickter. Leider wollen unsere Kinderwärterinnen den kleinen Tanzlustigen gleich zu deutschen Rundtänzen erziehen. Diese sind aber aus mehreren Gründen nicht für den ersten Tanz zu empfehlen; denn sie erfordern eine für das Kind nicht nur schwere, sondern auch durch Erregung von Schwindel leicht schädlich werdende Bewegung; sie geben den Armen und dem Rumpfe zu wenig zu thun, und, ich bitte um Nachsicht bei der geneigten Leserin, ich werde mich mild ausdrücken — sie bestehen aus weniger schönen Bewegungen, als die altväterischen Lang- und Gegentänze. Weit besser scheint es mir, das Kind dem Rhythmus gemäß hin- und herzuführen und es dabei Schwingungen

der Arme und ähnliche Nebenbewegungen ausführen zu lassen. Daß das Kind dieses Alters ein ästhetisches Wohlgefallen am Reime hat, und die außerdem sehr ungereimten Ammenverschen mit Freudenlächeln anhört und ihre Stichworte behält, davon wird weiter unten die Rede sein.

Noch merklicher, als die des Ohres, schreitet die Thätigkeit und Fertigkeit des Auges fort. Es beobachtet schärfer in die Nähe, blickt verständiger in die Ferne. Sein bloßes Äußere zeigt, daß es auf einer höheren Stufe, daß es durchgeistet ist; es gewinnt mehr und mehr Blick.

Gegen verschiedene Farben zeigt es meist noch keine merkliche Vorliebe. Das öfter erwähnte Mädchen soll schon mit der vierzehnten Woche Lust an bunten Läppchen geäußert haben. Äußert sich die Liebe zum Schönen und Verschönern wirklich so frühe im Mädchen? Früher jedenfalls, nach meinen Beobachtungen, als am Knaben. Diese lassen sich meist ungern anziehen und putzen; Mädchen gleichen Alters strecken ihr Ärmchen mit Wohlgefallen hin, wenn man ihnen einen Flitter daran hängen will. Jedenfalls hat das Kind noch keine deutlichen Vorstellungen der Farben. Nur das Schwarze, die Farbe des Grausigen, Lichtleeren, kennen und nennen sie bald; andere Farben verwechseln sie stets, auch wenn

man sie wiederholt ihnen nennt. Doch lieben sie, wie die Wilden, das Hellfarbige, Grelle und Bunte. Eine bunte Blume, ein Schaufenster mit bunten Waren, entlockt ihnen gewiß ein freudiges Ei! und ein Ausrecken der Hände [4]).

Schon erkennen sie manche Dinge nach den bloßen Umrissen. Mein Knabe, der allerdings schon einige wenige Bilder gesehen hatte, erkannte, einundzwanzig Monate alt, meinen Schatten, vor dem er sich im ersten Augenblicke fürchtete, bald als mein Abbild, rief freudig darauf deutend Papa, und fürchtete sich fortan nicht mehr vor dem Schatten irgend eines Dinges. Im Gegenteil macht den Kindern dieses Alters das Beschauen dieses Schattenbildes, zumal wenn man es sich bewegen läßt, lebhafte Freude. Auch ihren eigenen natürlichen Schattenriß lernen sie bald kennen. Welche sichere Einprägung der wesentlichen Merkmale eines individuellen Gesichtes setzt es doch voraus, aus jenen armseligen Umrissen einen Menschen, welchen das Kind gewiß häufiger von vorn als im Profile gesehen hat, wieder zu erkennen!

Vielleicht bildet der Schatten bei Kindern, welchen nicht früh Bilder vorgelegt werden, den Vermittler und Lehrer zum Verständnis der Zeichnungen, sowie er, der

griechischen Sage nach, die Erfindung des Zeichnens veranlaßt hat.

Bilder zu betrachten, lieben die Kleinen schon sehr. Sie freuen sich oft mehr über das abgebildete Ding, als über das wirkliche. „Haus!“ ruft der kleine Betrachter freudig, wenn er ein gezeichnetes erkennt, während er ein wirkliches kaum des Anblickens würdigt. Rührt dies von der Freude über die Lösung des hingezeichneten Rätsels, während ihm das wirkliche nichts mehr zu raten aufgiebt? Hat doch schon der alte griechische Denker Aristoteles die ästhetische Freude an solchen Abbildungen aus ähnlichem Grunde abgeleitet.

Vorliebe für ausgemalte Bilder bemerkte ich in diesem Alter nicht entschieden. Legte ich meinem Jungen dieselbe Linienzeichnung in einem schwarzen und einem illuminierten Exemplare vor, so betrachtete er beide anscheinend mit gleicher Lust. Die Kinder erkennen auf Zeichnungen die ihnen aus der Wirklichkeit bekannten Gegenstände so sicher, daß man oft davon überrascht wird. Besonders gern sehen sie Bilder von Tieren und Kindern. Inhaltsleeren Figuren legen sie eine aus ihrer Sphäre genommene Bedeutung unter; mein Junge deutete ein Viereck für einen Bonbon, einen Kreis für einen Teller. — Bald lernte er, nach wenigen Irrtü-

mern, im Leben und im Bilde, Jungen und Mädchen unterscheiden, wenn auch ihre Trachten keine auffallenden Verschiedenheiten zeigten. Ich mußte mich oft wundern, wie früh und die schematisch unvollständige, fehlerhafte Zeichnung ergänzend und berichtigend das Kind Zeichnungen verstand, welche kaum vollkommener waren, als diejenigen, welche ABC-Schützen an die Straßenthore malen. Ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten und wagerechten Striche genügt meist, für sie ein Gesicht kenntlich darzustellen. Es ist dies aber vielmehr ein Mangel, als ein Vorzug ihres Auffassens und Urteilens. Sie kennen wenig Dinge; um diese unter einander zu unterscheiden, bedürfen sie nur sehr weniger und oberflächlicher Merkmale. Sie begnügen sich, zu wissen, das soll ein Gesicht sein. Wir wollen auch gleich wissen, welchen Charakter oder Einzelmenschen es darstellen solle. Dazu bedürfen wir natürlich viel mehr, und weniger oberflächlicher Merkmale.

Das Temperament, gleichsam die Witterungsbeschaffenheit des Gemütes, ist noch bei allen Kindern entschieden sanguinisch, und der Wechsel der Stimmung noch greller und springender als sonst. Es bedarf nur des geringsten Anstoßes, um aus der einen in die entgegengesetzte Stimmung zu kommen. Wenn sich doch

die Mütter durch genaue, unbefangene Beobachtung überzeugen wollten, wie diese Stimmungen von körperlichen Ursachen mit veranlaßt, vielleicht ausschließlich bedingt sind! Gar viele Wärterinnen würden dann manches „unartige, ungezogene“ Kind, welches, weil es sich langweilt oder schläfert, die Gelegenheit zum Weinen gleichsam vom Zaune bricht und immerfort Aprilstürme mit Sonnenschein wechseln läßt, besser behandeln lernen. Das Nähere wird weiter unten bei dem Willen seine Stelle finden.

Der Nachahmungstrieb ist in diesem Zeitraume viel reger und thätiger als in den vorigen. Das Kind lernt die ihm absichtlich vorgemachten Kunststücke der Wärterinnen: Täubchen winken, Eia machen (liebkosen), Händchen (Pätschchen) geben, Stutzbock machen, sich verbeugen (Diener machen), Kuchen patschen, leidlich Baumkessel tanzen und dergleichen.

Es ahmt aber bald auch von freien Stücken Bewegungen und Attitüden nach, die ihm auffallen und gefallen. Es geht mit dem Stocke des Vaters umher, versucht an dessen Pfeife zu rauchen, will das Brennholz legen, mit dem Stifte zeichnen und verschiedene Hantierungen, welche es in seiner Umgebung sieht, nachmachen. Aber alle diese Nachahmungen zeigen keines-

wegs feinere Auffassung und geschicktere Bewegungen, als wir sie von größeren Affen, den Orangutangs und Schimpanses beschrieben finden, über welchen doch das Kind durch die Sprache unendlich hoch steht.

Eine Nachahmungsthat bemerkte ich an meinem achtzehnmonatlichen Knaben, die gewiß nie ein Tier ausführte, als höchstens der in allen Naturgeschichten als das Lumen der Tierwelt gepriesene Schimpanse des Kapitäns Grandpré. Mein Junge nämlich trug von freien Stücken Holz zur Ofenthür und schob es durch das offene Schiebethürchen hinein, uns dann thatenstolz anblickend. Alle Tiere halten sich bekanntlich von Jugend auf in scheuer Ferne vor dem Feuer, außer den wenigen (wie Motten und dergleichen), welche sich blindlings hineinstürzen. Ihnen lehrt also der mächtige Instinkt die Gefahr des Feuers, welche der Mensch, der das Vorrecht hat, in allen Stücken durch Schaden oder vielmehr durch bewußte Erfahrung klug werden zu müssen, nur durch den Versuch lernt. Jene verwegene That des Kindes war also Folge des stumpfen Instinktes, nicht Heroismus oder Vorahnung der Herrschaft über die Elemente, wie es ein parteiisches oder poetisches Gemüt auslegen könnte.

Hoch empor schwingt sich aber das Kind in diesem

Zeitraume über alle Tiere durch die mehr und mehr freiwillige und häufige Nachahmung von Wörtern. Der sprechende Vogel lernt seine paar Wörter nur nach sehr häufigem Vorsprechen; was die Menschen sonst reden, ist für ihn nicht vorhanden. Vom Kinde aber wird ein Wort nach dem anderen aus der Rede der Erwachsenen, auch wenn sie nicht an das Kind gerichtet war, „aufgeschnappt“, und seine Nachahmelust geht so weit, daß es wie ein Echo die letzten Wörter aller Sätze nachspricht, wenn es auch für deren Sinn kein Verständnis und Interesse haben könnte. Indessen fiel meinem Knaben nie ein, ein englisches Wort aus der Unterhaltung, die ich öfter in seiner Gegenwart mit einer englischen Dame führte, nachzuahmen. Er äußerte aber auch kein Befremden über die ihm neuen Laute. Das halbjährige Betreiben des Deutschen als seiner Muttersprache hatte die Auffassung und Nachahmung für eine fremde schon entschieden geschwächt. Zum Nachsingen von Tönen war dieses Kind jetzt nicht mehr zu bewegen. Dagegen ahmte es beim Nachsprechen von Wörtern genau die Stimmlage und den Accent nach, in welchen ihm ein Wort vorgesagt wurde. Wenn die Mütter diesen unwiderstehlichen Einfluß der Nachahmung und Gewohnheit immer im Auge hätten, würden sie

nicht nur selbst immer so schön und rein moduliert als möglich zum Kinde reden, sondern auch Wärterinnen wählen, welche nicht durch polterige, unschöne Sprechweise dem Kinde eine kaum wieder zu verwischende Eigentümlichkeit einprägen. Man hält französische Bonnen, warum nicht gut deutsch redende Wärterinnen.

Wenn ich vom Gedächtnis rede, so bitte ich darunter nicht eine eigentümliche Kraft, eine besondere archivarische Behörde sich vorzustellen, welche in einzelnen Bureaus das Dagewesene zum späteren Gebrauche einregistriert. Es ist die eine unteilbare Seele selbst, welche im stande ist, gewisse Vorgänge, bei welchen sie durch die Außenwelt affiziert wurde, oder innerliche Selbsterlebnisse zu reproduzieren. Dieses Reproduktionsvermögen der Seele erstarkt mehr und mehr. Von den Erinnerungen der Gesichts- und Gehörseindrücke und der Bewegungen habe ich oben die zur Anregung eigenen Nachdenkens nötigsten Fingerzeige gegeben. Jene müssen vorhanden sein, wenn ein Vergleichen und Beurteilen der durch die Sinne wahrgenommenen Dinge möglich werden soll.

Sehr thätig und treu ist das sogenannte Ortsgedächtnis des Kindes, dessen mnemotechnische Kunst-

griffe (Merkerleichterungen) zumeist darin bestehen, eine Vorstellung mit einer räumlichen Anschauung zu kombinieren. Tritt das Kind in ein Zimmer, in welchem ihm früher ein Gerät oder Bild aufgefallen ist, so dreht es sogleich das Gesicht nach jener Stelle und erinnert sich dabei genau der beim ersten Betrachten gehörten Erklärung.

Das Gedächtnis für Zeit und Zahl fehlt natürlich ganz, weil von beiden Begriffen das Kind noch keine Ahnung hat.

Das Wortgedächtnis der Kinder überrascht durch seine Empfänglichkeit und Zähigkeit. Mein Knabe hatte in einer Zeitschrift Humboldts Bild betrachtet und dabei den Namen gehört; als er nach sechs Wochen dasselbe Blatt sah, rief er gleich: Humboldt. Wie es zugeht, daß gerade dieser oder jener Laut, welcher doch meist in gar keinem geistigen, notwendigen Zusammenhange mit dem Gegenstande oder Gedanken steht, als Wort oder Name so fest mit dem letzteren sich associiere, daß der Laut in der Seele, nachdem er wochenlang wie verschwunden war, sogleich wieder anklingt beim Auftauchen der Vorstellung, ist mir ganz unbegreiflich. Das Kind scheint, nach seinen Mienen zu schließen gerade so wie die Erwachsenen, manchmal nicht auf ein

Wort kommen zu können; es scheint in seiner Seele derselbe sonderbare Hagel von allerlei Wörtern, welche einem durch das Bewußtsein fliegen, ohne daß man das rechte darunter gewahr wird, einzutreten, bis entweder durch unerklärlichen inneren Vorgang, oder durch Nachhülfe der Erwachsenen dem Kinde das rechte Wort „einfällt“.

Das Wörterbuch der Kinder füllt sich ziemlich rasch. Meines Knaben Sprachvorrat enthielt bestimmt über sechzig Worte, ehe er daran dachte, mehrere zu einem Satz zu verbinden. Hinsichtlich der verschiedenen Leichtigkeit im Behalten der verschiedenen Wortklassen glaube ich bei Kindern dieses Alters dieselben Gesetze beobachtet zu haben, wie bei erwachsenen Sprachschülern [8]).

Am besten merkt man Klangnachahmungen (z. B. das griechische bus für Ochse u. dergl.), dann Hauptwörter, besonders die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, dann Zeit- und Eigenschaftswörter; schwerer die Präpositionen, am schwersten die Conjunktionen und Partikeln. Alle Wortarten merken sich leichter, wenn sie uns in einem Satze eingefügt zuerst vorkamen, dessen Sinn sich leicht einprägt, oder wenn beim ersten Hören des Wortes sich zugleich etwas Eigentümliches ereignete,

mochte es auch mit dem geistigen Prozesse gar nicht im Zusammenhange stehen, z. B. wenn uns der Lehrer bei einem Worte am Ohre zupfte, oder wir ausgelacht wurden. Ferner haftet ein Wort leichter, wenn man ein dem neuen ähnlich klingendes Wort schon kennt, z. B. bus der Ochs, pus der Fuß; dabei denkt man gleich, der Ochs hat vier Füße. Hat man aber einen größeren Wortvorrat und darunter eine ganze Reihe ähnlich klingender Wörter, so wird wieder das Merken insofern erschwert, als man unter den sämtlichen getreu aufbewahrten Wörtern nicht leicht und schnell das rechte herausfinden kann. Kenne ich nur die beiden englischen Wörter hare (Hase) und hair (Haar), so merke und unterscheide ich sie leicht, indem ich fühle, daß zwischen Haar und Hase, wie der Hut zeigt, eine Art Beziehung existiert; lerne ich nun aber noch heir (Erbe), ere (ehe), air (Luft) kennen, so fällt mir das Behalten und Unterscheiden viel schwerer. Das ist der Grund, warum es uns so leicht wird, die ersten zwanzig bis dreißig Worte einer uns neuen Sprache zu merken, und warum dem Kinde seine Muttersprachenwörter sich anhängen wie die Kletten. Von Verschen merkt das Kind zuerst nur die Reime.

Wie bei uncivilisierten Völkern die Phantasie ihre

kühnsten Flüge macht, so auch bei dem Kinde. Freilich zeigt sich diese Kraft erst dann deutlich, wenn das Kind Sätze bildet und oft die kühnsten Metaphern anwendet. Aber auch jetzt schon zeigt es im Spielen, wie seine Phantasie thätig ist und ihm kleine Reihen von Thatsachen vorspiegelt. Mein achtzehn Monate alter Knabe stellte sich beim Spielen manchmal, als tränke er aus einem leeren Becher, und patschte sich dann freudig lächelnd den Magen; er muß sich also einen angenehmen Sinneseindruck dabei eingebildet haben. Später ließ er auch sein porzellanenes Hündchen trinken, obgleich er nie einen lebendigen Hund trinken gesehen hatte, und liebkoste Bilder, welche Kinder oder Tiere darstellten.

Den Trieb zum Forschen glaube ich besonders in der Lust des Kindes zu finden, mit der es in das Innere von Kästchen, Schachteln, Büchsen und anderen Gefäßen blickt und greift. Es wühlt in jedem Beutel, zerrt an jedem Deckel und jubelt, wenn es endlich das Innere eines Behälters schauen kann. Dann ruft es gewöhnlich beim Erblicken eines neuen Spielzeuges: „Auf!“, weil es von allem den inneren Kern kennen lernen möchte. Auch ein guter Teil der so oft getadelten und bestraften Zerstörungslust, welche zum anderen Teile aus bloßer Freude an Bewegung und

Kraftäußerung stammt, mag von dieser Forschlust herrühren. Das Kind, wie der Naturforscher, zerstört einen Körper, um ihn zu ergründen. Man ehre und pflege diesen Trieb! Das Tier hat ihn nicht. Es öffnet nur dann Körper, wenn es darin Eßbares riecht oder instinktartig ahnt, nicht aus reiner Wißbegierde.

Die höchsten Seelenfähigkeiten, Urteilen und Schließen, sind in dieser Periode noch sehr unentwickelt. Die Hauptthätigkeit der Seele ist bis jetzt das Einsammeln von Vorstellungen, deren engere Verknüpfung der späteren Zeit vorbehalten bleibt. Das Urteilen scheint aber so zu entstehen. Das Kind nimmt sinnlich wahr, daß ein gewisses Ereignis unmittelbar nach einem anderen eintritt; geschieht dies öfters, so entsteht in der Seele die Nötigung, die andere Vorstellung auftauchen zu lassen, sobald die erstere erweckt wurde. Das Kind beobachtet z. B., daß der Vater aus seinem Pulte ihm Bonbons giebt; sieht es nun denselben im Pulte etwas suchen, so urteilt es: „Er will mir einen Bonbon holen", und lächelt voll freudiger Erwartung. Solcher einfacher Verknüpfungen von Vorstellungen wird man nicht selten gewahr; aber auch mehr verwickelte fehlen nicht ganz, und so wie man sich im ersten Frühling an den bescheidensten Blümchen erfreut, so beobachtet

man auch solche kindliche Denkversuche mit Teilnahme und Freude. Ich erlaube mir, einige an meinem Knaben aus der Zeit vom fünfzehnten bis einundzwanzigsten Monate beobachtete anzuführen.

Derselbe verstand schon früh die Bedeutung einer Versprechung und ließ sich nicht selten, einem versprochenen Bonbon zu liebe bewegen, etwas zu thun oder zu lassen. Beweist das nicht, daß er sich dachte: „Nachdem dies geschehen, erfolgt jenes“ (daß er also einen Begriff von der Zeitfolge hatte), oder vielleicht gar: „Wenn du dies thust, tritt jenes ein“ (Ahnung des ursächlichen Zusammenhanges, des Kausalbegriffes) [16]). Seit er sich im fünfzehnten Monate an dem Lichte den Finger verbrannt hatte, war er nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die Flamme zu bringen. Dagegen führte er ihn zuweilen, mich zu necken, nach dem Lichte zu, ohne in dieses zu greifen. Beweist nicht eine solche aus Erfahrung gewonnene Klugheit einen Schluß von dem besonderen Falle auf das allgemeine Gesetz? Mußte die Seele nicht sich vorstellen, was damals erfolgte, würde auch jetzt eintreten, nämlich der Schmerz? Spuren solcher Schlüsse finden wir auch im Seelenleben der fähigeren Tiere, besonders der Hunde.

Einst hatte ich den achzehn Monate alten Knaben

bewogen, einem Schafe einige Blätter zum Futter zu reichen. Er beobachtete mit ängstlichem Erstaunen das schnarpsende Tiermaul. Als er einige Tage später einen Finken über den Weg hüpfen sah, bückte er sich plötzlich, rupfte Grashälmchen ab und trabte auf den Vogel zu, um sie ihm anzubieten. Er machte dabei den Trugschluß: „Jenes lebendige Wesen aß Pflanzenblätter, also dieses auch; beide bewegen sich und sind deshalb Grasfresser.“

Das Sprichwort „Irren ist menschlich“ nimmt man gewöhnlich in dem Sinne, daß leider alle Menschen dem Irrtume unterworfen seien. Es hat aber auch noch einen anderen Sinn, nämlich den: Es ist ein Vorrecht des Menschen vor den Tieren, sich zu irren; eine Wahrheit, welche sich bei vergleichender Beobachtung der sich entwickelnden Kindes- und der Tierseele mir aufdrängte.

Die Tiere irren selten. Nicht, weil ihre Geisteskräfte schärfer und ihre Schlüsse richtiger wären, sondern weil sie selten denken. Sie folgen meist dem sie blindlings richtig leitenden Instinkte, der angeborenen Kenntnis, worin sie nicht irren können. Daß man die Überlistung der Tiere, z. B. durch eine mit Reisern bedeckte Fallgrube oder ein verstecktes Netz, nicht einem

Irrtume des Tieres zuschreiben könne, ist so klar, als daß man von einem Menschen, welcher nachts im dunkeln Walde in einen Schacht fällt, von dessen Dasein er nichts gewußt, sagen könne, er habe sich geirrt. Als wirkliche irrtümliche Urteile der Tiere glaube ich unter anderen folgende ansehen zu dürfen. Die Schmeißfliege legt ihre Eier an die Blume der Stapelia. Sie irrt, weil sie folgert, alles Stinkende, also auch diese Blume, sei Aas, folglich zum Futter für ihre Maden passend. Die platt auf den Boden gelegte Henne, welcher man einen Kreidestrich vor den Schnabel zieht, bleibt liegen, wie angebunden. Sie irrt sich, den Strich für eine Fessel haltend. Das Pferd, welches einigemal an einem Wirtshause gefüttert wurde, will stets dort anhalten. Es irrt, weil es aus dem mehrmaligen Geschehen auf eine Notwendigkeit oder ein Naturgesetz folgert. Ähnliche Irrtümer, die sich an Tieren beobachten lassen, könnte ich noch mehrere anführen. Sie sind aber immer, in Vergleich mit dem instinktmäßig richtigen Wissen und Thun jedes einzelnen Tieres, selten und fallen deshalb dem Beobachter mehr auf, als wenn er einen Menschen irren sieht [14]).

Wenn nun aber der Mensch seine geistige Entwickelung überschaut und die nunmehr als Irrtümer

erkannten früheren Urteile und Schlüsse (mögen sie sich nun auf die Natur, auf Kunst, auf menschliche Charaktere und Handlungen beziehen) herausliest und auf die eine Wagschale legt, seine als feste sichere Wahrheit erkannten auf die andere, wie stellt sich da das Zünglein der Wage? Was liegt denn groß in der Wagschale des Gewißwahren, als die mathematischen Sätze, welche doch nur Weiterentwickelungen von sogenannten Grundsätzen, d. h. unbeweisbaren, angeborenen, instinktartigen Sätzen sind?

Woher stammen denn aber, abgesehen von den Sinnestäuschungen (Illusionen), welchen auch das Tier unterworfen ist (ich erinnere nur an das Blendwerk der Taschenspieler), unsere unzähligen Irrtümer? Meiner Erfahrung nach aus der trägen oder stolzen Neigung des Menschen, eine für den einzelnen Fall richtige Beobachtung gleich zu verallgemeinern; dasjenige zum Gesetz für Gattung und Klasse zu erheben, was man am Individuum beobachtete, also in einer voreiligen Induktion. Das Kind sieht zum erstenmal einen Russen, dieser ist ein großer schöner Mann; gleich nistet sich das Urteil ein: „Alle Russen sind große schöne Leute.“

Ich hoffe, diese Abschweifung wird mir verziehen werden um des wichtigen Winkes für die Erziehung

willen, welcher sich für jeden Leser leicht daraus ergiebt. Ich kehre zurück zur Beschreibung der sich entwickelnden kindlichen Seele.

Um zu erfahren, wie weit mein vierzehn Monate alter Knabe im Vergleichen zweier nur durch ihre Größe verschiedener Körper gediehen sei (er konnte noch nicht sprechen, kannte also nicht die später oft gebrauchten Worte groß und klein), legte ich ihm eines Abends ein kleines Stück Zucker auf den Tisch, und als er es eben genommen, ein zweites, größeres. Gleich legte er das kleinere weg und nahm das größere. Er beurteilte also die Größenverhältnisse richtig, irrte aber in politischer Hinsicht. Warum ließ er sich durch die Begierde nach dem größeren verleiten, das schon gefaßte wieder aufzugeben, da er doch das erste behalten und das zweite dazu nehmen konnte? Erwachsene Politiker machen sich wohl selten dieses Irrtums schuldig. Gleich darauf legte ich ihm erst ein größeres, dann ein kleineres Stück Zucker vor. Jetzt nahm er rasch beide, ohne das erstgenommene wegzuwerfen. Man sieht, wie schon junge Politiker aus ihren Irrtümern Lehren ziehen. Dürfte nur ein Mensch 200 Jahre lang leben und sich irren, pfiffig würde er sicher, wenn auch nicht weise.

Sehr bald steifen sich die kleinsten Knirpse — wie

das Pferd am Wirtshause — auf das, was sie für ein Recht halten. Ihre Hauptrechtsquelle ist aber das Gewohnheitsrecht, um das sie sehr lebhaft mit Schreien und Geberden plädieren.

Mein Knabe lief mit seiner Wärterin viertelstundenweit, ohne zu ermüden und auf ihren Arm zu verlangen. Trat ich dagegen, nachdem ich einige Spaziergänge mit ihm gemacht, nur mit ihm vor die Thür, so stellte er auch schon die dringliche Aufforderung, ihn zu tragen und brauchte als Beitreibungsmittel das Weinen. Warum? Weil ich einigemal, um ihn zu schonen, ihn nach längerem Gehen getragen hatte. Nun war das ein verjährtes Recht, eine Servitut. So wird aus Gefälligkeiten ein Muß, aus freiwilliger Dienstleistung eine strenge Nötigung, wie Weltgeschichte und deutsche Geschichte beweisen. Jeder Erzieher weiß, wie viel man mit juristischen Irrtümern des Kindes zu kämpfen hat, und wie oft nicht das klarste Urteil mit den herrlichsten Entscheidungsgründen und allen möglichen „in Erwägung daß“ einen Eindruck macht und nur das herbe „Nein!“ oder eine Strafe den kleinen Rechthaber zur Ruhe bringt. Sehr oft wendet er auch schon die Instanz an und appelliert gern von der Wärterin an die Mutter, von dieser an den Vater, und das Rechtsgefühl des Kindes

so gut wie das eines Volkes leidet nicht wenig, wenn die obere Instanz das Urteil der niederen umstößt.

Daß man deshalb aber ja den Einfluß der Gewohnheit nicht in Bausch und Bogen verwünsche! Der Mensch ist zum Glück ein Gewohnheitstier. Nicht nur, weil er durch dieselbe viele Handlungen, zu welchen er beim Erlernen alle Geisteskräfte aufbieten und in Spannung erhalten mußte, wie spielend verrichten lernt, so daß er dabei an Höheres denken kann (z. B. das Stricken, Gehen u. s. w.), sondern auch, weil er durch die Gewohnheit am leichtesten und sichersten lernt, was seine Pflicht ist. Mein achtzehn Monate alter Knabe konnte, wenn er unter Weinen und Sträuben zu Bett gebracht werden mußte, nicht einschlafen, bis wir ihn auf einen Augenblick herausgehoben, damit er seine im Weinen versäumte Pflicht des Gutenachtgrußes nachholen konnte. Suche man nur alles Löbliche, zu dessen Aneignung später das Demonstrieren und Moralisieren so oft fruchtlos angewendet wird, durch Gewöhnung in der frühesten Zeit einzuprägen, und man wird die Wirkung der Gewohnheit eher segnen als verwünschen. Leider sind auch in diesem Punkte die Abrichter von Hunden und Pferden oft verständiger und konsequenter, als die Erzieher von Menschen!

Die Erwähnung von Recht und Pflicht bewegt mich, hier die Entwickelung und Erziehung einer Seelenthätigkeit anzureihen, die ich sonst gern, weil sie die höchste darstellt und alle anderen voraussetzt, bis zum Schlusse dieser Periode verspart hätte, ich meine den Willen. Erwartete der Leser — ich denke, sogar die geneigte Leserin hat schon erkannt, daß ich in der Philosophie ein arger Laie bin — von mir eine wissenschaftliche psychologische Deduktion, was Wille sei, und wie er entstehe, so würde ich ehrlich gestehen, nicht so klar zu sein, daß ich mich vermessen könnte, darüber zu sprechen. Ich würde vielmehr auf die zahlreichen Lehrbücher der Psychologie, von welchen ich selbst nur eins gelesen und vielleicht auch dies nicht recht verstanden habe, verweisen. Ich kann nur in meiner natürlichen Art fortfahren, einfach zu berichten, was ich beobachtet habe, und mir bloß hier und da erlauben, einen eigenen Gedanken, welchen der Leser, wenn er ihm unwichtig oder dunkel vorkommen sollte, getrost überspringen möge, oder einen pädagogischen Wink einzuschalten.

Wenn das jüngste Kind einen unangenehmen Sinneseindruck oder einen wirklichen Schmerz oder einen Mangel, ein Bedürfnis fühlt (z. B. wenn es naß liegt oder hungert), kündigt es sein Gefühl durch Weinen

an. Dies scheint der erste, noch unförmliche Keim zum Wollen. Ein Knabe sagte einmal, als er eine Thür knarren hörte: „Die Thür will geschmiert sein!“ Das Weinen des Kindes scheint oft ein ähnlicher Laut zu sein und ebenso unbewußt zu erfolgen. Der Säugling „knärrt“ und weint, wenn er Milch bedarf, um sein Hungergefühl zu stillen. Wer aber will sich hineinversetzen in die Art und Weise, wie der dumpf gefühlte Hunger zum deutlicheren Empfinden, wo es fehlt und was da mangelt, sich gestaltet, und wie daraus das suchende Streben des Kindes, das Zufahren mit dem Munde nach der Brust entstehen möge? Sobald man mit bewußtem Denken sich in solche Prozesse hinein versetzen will, verliert man ja eben den Seelenzustand, in welchem jene Empfindungen und Strebungen wurzeln, den unbewußten, und handelt gerade, als wenn ein Maler eine Nachtscene nach dem Vorbilde einer mittäglich beleuchteten Landschaft malen wollte.

Die erste deutliche Äußerung des Wollens scheint mir in dem Ausstrecken des Armes nach einem begehrten Dinge zu liegen. Dieses geschieht, wie wir gesehen, früh. Dann häufen sich die Willensakte. Das Kind langt nach dem Becher, nach dem Schoße der Wärterin, nach dem Lichte; es „verlangt“ lebhafter und klarer.

Daß der Redling die ersten Wörter, welche er spricht, gleich hauptsächlich, vielleicht ausschließlich als Willensäußerungen verwendet, daß er, sobald er aus eigenem Antriebe Brot sagt (ohne es gerade einem anderen nachzusprechen) Brot will, habe ich oben angedeutet. „Das Kind will alles", sagen gar bald die Wärterinnen. Das heißt nicht gerade, alles essen, aber sicher: alles näher sehen, betasten, kennen lernen. Es folgt seinen Trieben; man könnte vielleicht ebenso richtig sagen: Es wird von den Gegenständen angezogen. Es ist die tief geheimnisvolle, gleichsam magnetische Wechselwirkung zwischen Welt und Seele, in welche man, wie in einen unergründlichen Abgrund, hineinschaut, so daß einen Nichtphilosophen der Schwindel zurücktreibt. Wer mehr schwindelfrei ist als der Verfasser, mag mit den Philosophen daran herumklettern und sondieren; ich muß mich bescheiden zurückziehen, froh, daß ich wollen kann, wenn ich auch nicht verstehe, was Wollen sei und wie es entstehe.

Das Kind der jetzt in Rede stehenden Periode will schon viel energischer als sonst, und will seinen Willen um so beharrlicher durchsetzen, als es die Verhältnisse nicht beurteilen kann, welche seinem Gewollten entgegenstehen. Ziemlich leicht fügt es sich den sachlichen

Hindernissen als ein echter Sanguiniker. Es setzt Kegel auf und will dabei einen auf die Spitze stellen. Er fällt um, und das Kind versucht es von neuem. Da giebt es, so oft ich solchen und ähnlichen Versuchen zusah, seinen Willen auf, als dächte es: „Es ist halt unmöglich, ist ein Naturgesetz, dem will ich mich fügen!“

Viel schwerer fügt es sich aber, wenn seinem Willen ein anderer menschlicher Wille entgegentritt. Wenn es auf die Treppe lossteuert, um hinab zu kriechen, und davon abgehalten wird, weint und wehrt es sich gewöhnlich. Sein Bewegungs- und Forschertrieb zwingt es. Vielleicht ist es der Möglichkeit der beabsichtigten That sicher; was soll es dem Willen der Eltern, der für sein Bewußtsein ganz unbegründet ist, nachgeben? Es weint, vielleicht aus Gefühl, ungerecht zu leiden, jedenfalls zu leiden und passiv zu sein, wo es handeln möchte.

Geht das Kind mit seinem Vater spazieren, so weigert es sich oft, mit ihm umzukehren, wenn diesen die Uhr mahnt, daß es Zeit sei. Das Kind wehrt sich und entläuft; aufgefangen weint und strampelt es. Es ahnt die geistige Schranke, welche den Willen und die Bewegung seines Begleiters hemmt, so wenig, als die Biene oder der Vogel, welcher aus der Stube entrinnen will, das Dasein der gläsernen Kerkerwand der Fenster

wahrnimmt. Darum will das Kind nicht auf Befehl einhalten mit Beerenessen, mit Pochen und Lärmen. Beobachte ein frisch eingefangenes Rotkehlchen, wie es immer und immer wieder ans Fenster fliegt, daß es sich fast den Schädel einstößt, und wie es doch endlich zum Bewußtsein der Unmöglichkeit kommt und seinen Freiheitstrieb bändigt; beobachte das zuerst eingeschirrte junge Pferd — und du hast die Parallele mit dem Kinde, für welches eine andere Person wollen will.

Wie soll man den Willen des Kindes, welcher meist nichts Absurdes, sondern nur die Fortsetzung einer begonnenen Thätigkeit oder eine Handlung, deren Gefahren es nicht ahnt, erstrebt, zügeln und regeln?

Ist der durch die Handlung zu besorgende Schaden ein geringer, namentlich eine schmerzliche Erfahrung, die es doch einmal machen muß, um die Natur der Dinge zu verstehen, so lasse man ihm seinen Willen. Man lasse es einmal nach dem Lichte greifen; es muß ja doch wissen, was Hitze ist!

Muß man es in einer an sich zweckmäßigen und unschädlichen Thätigkeit unterbrechen, so thut man das auf die dem Kinde unmerklichste, wenig schmerzliche Weise, wenn man ihm anstatt der Vorstellung des Gewollten eine andere Vorstellung, welche durch ihren Glanz

die frühere überstrahlt, in das Bewußtsein bringt. Man „zerstreue es, bringe es ab“ durch Vorhalten einer Blume, eines Steines, der Taschenuhr, durch das Hindeuten auf ein Tier; nur nicht oft durch das Darreichen einer Eßware! Wehe, wenn man dem Kinde fühlbar macht, daß der Wille käuflich sei und daß, nach jenes Politikers Ausspruch, jeder Mensch einen Preis habe, um den er sich kaufen lasse!

Am besten, man gewöhnt das Kind früh, ohne es — wie ja später das Leben auch nicht schont — immer mit Samthandschuhen anzufassen, an das harte Sprichwort Oportet, ein Bretnagel, d. h. du mußt! und wenn dir auch der Gegengrund so wenig auf deinen Grund zu passen scheint, als zum Latein der Bretnagel sich reimt! Man mache seiner Strebung ruhig ein Ende dadurch, daß man das Objekt und Subjekt derselben räumlich trennt oder, unphilosophisch zu reden, man trage das Kind vom Stachelbeerbusche weg, sowie uns später das Leben von geliebten Dingen reißt, ohne daß wir im Augenblicke einsehen, wozu es gut ist. Zuweilen gebe man ihm auch — trotz aller sentimentalen Einreden — einen Klaps auf die Hand oder eine andere, vorher möglich lakonisch angedrohte Strafe. Man glaube nur sicher, der Begriff der Schuld

und der zugehörigen Strafe dämmert gar früh in der Seele auf. Nur kein Wortmachen und Moralisieren! Das Kind, nicht begreifend, warum Worte mehr wiegen sollen als seine Gedanken, wird gewöhnlich dadurch nur verbittert; kühle That gegen heißen Willen, so härtet man Stahl und Menschen. Zum Moralisieren ist nicht eher Zeit, als bis das Kind Sätze bildet, d. h. deutlich urteilt.

Wenn der starke Wille des Kindes in Eigensinn oder Trotz ausartet, so untersuche man sorgfältig den körperlichen Zustand desselben, und, wenn dieser normal befunden wird, schlage man an die eigene Brust und gestehe sich, daß große Fehler in der Erziehung begangen worden sind. Suche sie zu finden; und wenn dir Scharfsinn und Ausdauer versagt, sieh einem Reiter zu, welcher ein junges Pferd zureitet! Da ist viel zu lernen.

Überraschend früh zeigte mein Knabe einen eigentümlichen Zug (welcher, ich bekenne es offen, sicher durch meine Schuld entstand), eine Art Prometheusstolz, einen artig humoristischen Trotz gegen Verbote. Nachdem er die Erfahrung gemacht, das Feuer brenne, griff er öfter, mich dabei schalkhaft ansehend, bis in die Nähe des Lichtes, nicht etwa, um zu zeigen, daß er gewitzigt sei, sondern daß er meinem Verbote trotze, nicht nach dem Lichte zu greifen. Griff er doch nicht hinein!

Später parodierte der kleine Kerl öfter eulenspiegelartig irgend ein Verbot, lief z. B., nachdem ich die Treppe mit Tabu bezeichnet hatte, gegen dieselbe hin, blieb aber halbwegs stehen und blickte mich an, als wollte er mir ein Rübchen schaben. Welches mein Fehler gewesen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Dieses Parodieren der Verbote, welches man oft im Knaben und Jünglinge aus wirklich bösen Motiven mit Unrecht herleitet, hängt mit der allen gesunden Kindern eigenen Lust zum Necken eng zusammen. Diese Lust entsteht gewiß nicht bloß durch den neckischen Verkehr der Wärter, welche sich daran ergötzen, den kleinen Simpel zu hänseln. Denn auch junge Tiere, wenn sie ganz einsam aufgewachsen sind, zeigen jene launig schelmische, übermütige Art, unter sich zu verkehren. Man beobachte junge Hunde und Katzen! Welche neckische Balgereien, welches Streben sich zu erschrecken, zu kneipen, zu zausen, zu stoßen! Alles in launigem Übermute, ohne sich weh thun zu wollen. Gerade wie wenn zwei joviale Freunde sich necken und schrauben. Bei Kindern dieses Alters sah ich nie eine solche Neckerei, wenn man mehrere zusammenbringt, wie bei Kätzchen. Die Kinder spielen entweder, jedes solo, ohne Notiz von einander zu nehmen, oder sie geraten

vielleicht in ernsten Streit um Mein und Dein, welcher viel heftiger und erbitterter entbrennt, als die Balgerei zweier Kätzchen um ein Zwirnknäuel.

Die Unart, welche man gewöhnlich Eigensinn nennt, jenes launische Verschmähen des eben Verlangten und das eben so hastige Wiederbegehren des eben mit Unwillen Zurückgestoßenen, jener unmotiviert erscheinende jähe Wechsel zwischen Begehren und Verabscheuen, welcher gewöhnlich mit Weinen uud leidenschaftlich verlangenden und abwehrenden Handbewegungen und Mienen gesellschaftet ist, scheint (während natürlich das sanguinische Temperament dazu stark disponiert) auf folgende Weise zu entstehen und bei sehr vielen (mehr oder weniger allen?) Kindern durch öftere Wiederholung solcher Scenen zur Gewohnheit zu werden.

Das Kind fühlt ein dumpfes, wie alle Affektionen des sogenannten Gemeingefühles unklares, durch ein körperliches Übelbefinden (Schläfrigkeit, Verdauungsstörung) oder durch Mangel sinnlicher und geistiger Reize (Langweile) bewirktes Mißbehagen. In dieser Stimmung, vielleicht instinktmäßig nach Abhülfe derselben strebend, verlangt es nach etwas. Sobald ihm das Gewünschte geboten wird, erkennt es dessen Unzulänglichkeit oder gänzliche Ungeeignetheit zum Heil-

mittel und weist das ihm Gereichte zurück. Eine andere Willensvorstellung fährt ihm, durch eine Association eingeführt, durch die Seele und wird als Wunsch oder Befehl ausgesprochen. So wie die Wärterin diesem Wunsche willfahrt, erkennt das Kind das Gereichte als ein eben so wenig Entsprechendes und verlangt ein neues Ding, vielleicht wieder das zuerst Verschmähete, und so fort.

Es scheint im Kinde derselbe verdrießliche Vorgang stattzufinden, wie wenn ein einsamer und Langeweile fühlender Mensch zur Abwehr seiner Mißstimmung bald ein Buch ergreift und zu lesen versucht; weil ihm dieses bald schal deucht, das Klavier öffnet, um nach ein paar Griffen es wieder zu verlassen, da ihm seine Saiten so verstimmt vorkommen wie die eigenen des Gemüts; dann durch das Fenster blickt und sich über das langweilige Einerlei der Aussicht ärgert, und so das Verschiedenste versucht, ein geeignetes Mittel zu finden, seines Unbehagens los zu werden, und dabei immer krittlicher, grilliger, launischer, sich und andere quälender wird.

Man helfe dem Kinde heraus, so wie man einem Hypochondristen zu Hülfe kommt, so schnell als möglich, damit solche Aprilgrillen nicht stehende Witterung werden!

Dies kann auf radikale Weise nur dadurch geschehen, das man die körperliche Ursache wegschafft (das

Kind schlafen läßt, sättigt, seine Diät ändert, namentlich mehr frische Luft giebt), oder palliativ dadurch, daß man dem Kinde eine interessante, helle Vorstellung vorführt, welche jene grauen Willensgespenster verscheucht. So wie die Grillen und Schaben sich verkriechen, wenn Licht ins Zimmer kommt, so verschwindet die „Ungezogenheit“ der Dämmerstunde gar oft augenblicklich, wenn die Lampe angebrannt wird. Tritt zu dem eben von Todesgedanken geängsteten Hypochondristen ein unterhaltender Freund, kommt ein Brief oder die Zeitung an, gleich ist der arme Gequälte seiner Grillen ledig. Halte zu gleichem Zwecke immer ein angenehmes Spielzeug in petto, welches du dem Kinde nur selten giebst, damit jenes durch den Reiz der Neuheit die oft oder meist aus Langeweile entstehende kindliche Hypochondrie verscheuche! Vor allem suche es stets mit Leib und Seele zu beschäftigen!

Denn Niemand ist öfter hypochondrisch, als geschäftlose, „sorgenfreie Rentiers und Pensionäre“, kein Kind häufiger eigensinnig, als das — wenn auch an Spielzeugen reiche — doch einer phantasiereichen Spielgefährtin entbehrende. Freilich ist es in dieser Periode nicht mehr so leicht als in den früheren, ein Kind von einer Vorstellung ab und auf eine neue zu bringen. Die Eindrücke

färben sich nunmehr viel tiefer ein, und man braucht eine kräftigere Deckfarbe, um den Grund zu überlegen.

Wie bei den Hypochondristen ist ein Spaziergang das Hauptpalliativ gegen diesen Gemütszustand. Derselbe ist eine Geißel besonders der Stubenkinder, und Sprechlinge, bei welchen diese Lebensperiode in die rauhere Jahreszeit fällt, wo sie seltener im Freien verweilen können, sind ihr vor allen ausgesetzt. Oft bringt schon die zeitweilige Übersiedelung in ein anderes Zimmer plötzliche Heilung des Anfalles.

Ein großer Fehler ist es aber, solch eine deprimierte Stimmung durch einen deprimierenden Affekt, besonders durch Furcht, heilen zu wollen, wenn auch die letztere momentan das Weinen beschwichtigen sollte.

Die Geneigtheit zur Furcht ist in diesem Alter ohnedies im Zunehmen. Mein Knabe fürchtete sich vor einem Bügelbrette, entweder weil er einmal darauf das glühende Bügeleisen gesehen, oder weil der Überzug desselben eine angesengte schwarze Stelle hatte. Ebenso scheute er vor der Feueresse, in welche ich ihn im Scherze hatte blicken lassen. So sehr ihm übrigens diese beiden Dinge Gegenstände des Grauens waren, so verlangte er doch täglich mehrmals, sie in meiner Begleitung zu sehen. Da haben wir die allgemeine Lust am Schau-

rigen und Grausigen, welche sich beim Erwachsenen im Gernanhören von Spukgeschichten, im Lesen von Schauerromanen, von Schiffbruchscenen und im Besuchen der Kriminalhöfe äußert! Der Mensch schaut sich gern die dämonische Brandung der Elemente und Leidenschaften vom sicheren Ufer an.

Früher brauchte das Kind als Willensboten die Hände nur zum Verlangen, jetzt auch zur Abwehr sich aufdrängender widriger Dinge. Kommt man ihm, während es eifrig spielt, nahe, um zu liebkosen, so schiebt es den Zudringlichen zurück oder schlägt gar nach ihm, wenn es auch noch nie das Schlagen von anderen gesehen hat. Es ist diese Abwehr so natürlich, wie das Beißen eines „turbierten“ Hundchens. Gräme dich nicht darüber! Es lernt schon noch anders und auf manierlichere Weise abwehren, was ihm zuwider ist. Die Handlung ist weder böse gemeint, noch unsittlich; man hüte sich nur, durch ungelegene Liebkosung oder Neckerei das Kind zum Zorne zu reizen!

Bei solchen Abwehrversuchen zeigt sich die erste deutliche Äußerung des sittlichen Gefühles, oder wenigstens eines bis zur Höhe des Moralischen gesteigerten Rechtsgefühles im Kinde.

Die vom Kinde geschlagene Person verläßt dasselbe

oder stellt sich gar mit verhülltem Gesichte weinend. Das Kind stutzt. Bald zeigen seine Mienen (welche vielleicht der genauen Beobachtung nie würdiger sind), daß es erkennt, weh gethan zu haben, und wie ihm dieses Bewußtsein oder wenigstens die Vorstellung eines Leidenden selbst weh thut (Reue oder wenigstens Mitleiden). Manche Kinder stehen dann wie angedonnerte, auf der That ertappte Verbrecher, rat- und thatlos da und brechen bald darauf in herzliches Weinen aus. Andere, bei welchen der Eindruck aus irgend einer Ursache schwächer war, kehren ohne heftige Äußerung eines Affektes, immer aber erst allmählich die ruhige Miene annehmend, zum Spiele zurück.

Ich habe nicht mit Gewißheit ermitteln können, ob auch die sittliche Idee der Vergeltung, der Abbitte u. s. w. freiwillig in Kindern dieses Alters rege wird. Ich konnte nicht erfahren, ob das „Eia“ (die Liebkosung), welches viele Kinder der von ihnen geschlagenen Person bald nach der That als Entschädigung und Versöhnungsmittel anbieten, auch das erstemal ganz aus eigenem Antriebe gegeben wurde, oder ob nicht allemal das Kind erst dazu angeleitet wurde. Das bereitwillige Daraufeingehen des Kindes aber und das Benehmen der Wilden und Hunde gegen den von ihnen gekränkten

Herrn lassen mich glauben, daß das Kind wenigstens später auch von selbst auf diese, das bittere Reuegefühl versöhnlich abschließende Sühne gekommen sein würde.

So erwächst mit dem klareren Bewußtwerden der eigenen Persönlichkeit die schönste Blüte des menschlichen Geisteslebens, das Gefühl der Gleichberechtigung anderer und des sittlichen Grundsatzes: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue anderen auch nicht.“

Mit jener Vorstellung der Persönlichkeit zugleich, oft früher als jenes Sittengefühl, äußert sich aber auch der egoistische Neid, ein Ausfluß der Selbstsucht. Derselbe zeigt sich auch bei den Tieren, welche ja überhaupt, außer zur Zeit, wo sie hülflose Junge haben, selten aus der ärgsten Selbstsucht herauskommen. Nur die Elternliebe vermag bei ihnen den Neid zu überwiegen; beim Menschen — und das stellt ihn unendlich höher — auch die Geschwisterliebe, auch die Liebe zu jedem Wesen seiner Art.

Doch scheint der Neid des Kindes einen Ursprung zu haben, der ihn etwas von dem angeborenen, aus reiner Selbstsucht entstehenden des Tieres unterscheidet. So wollte es mir wenigstens aus der Beobachtung meines Kindes erscheinen.

Mein Knabe konnte gerade drei Worte sprechen, als

ich ihn zuerst neidisch sah. Als seine Mutter, wie sie früher auf meinen Wunsch öfter schon gethan hatte, aber ohne dadurch im eigenen Kinde eine Mißstimmung zu erregen, vor seinen Augen ein anderes Kind auf den Arm nahm, wurde das ihrige unwillig, ging auf sie zu, zerrte an ihrem Kleide und protestierte oder verlangte wenigstens auch genommen zu werden. Ein andermal, bald darauf, wurde er unwillig, als seine Mutter einem anderen Kinde früher Milch gab als ihm. Er schlug nach der Tasse, woraus der Gast trinken sollte, wollte von mir, da ich ihm gleichzeitig sein Trinkgeschirr reichte, nichts annehmen und warf im Trotz ein Stück Zucker, welches ihm seine Mutter bot, fort. Man sieht, wie sich im Wiederholungsfalle der häßliche Affekt verschlimmert hatte.

Aber der Ursprung dieses Neides scheint mir im wesentlichen nicht im absoluten Mißgönnen zu liegen — denn das Kind sah, wenn es selbst aß und trank, andere Kinder ganz vergnügt essen — als in derselben irrtümlichen Auffassung des Gewohnheitsrechtes, deren Folgen ich oben erwähnt habe. „Die Mutter hat stets ausschließlich mich getragen, hat sonst stets mich zuerst bedient, also muß sie auch jetzt so thun.“ Dies schien mir der Trugschluß der Kinderseele.

Sei dem wie ihm wolle, so liegt doch die beste Heilung dieser Unart darin, daß man häufig andere Kinder dem eigenen zugesellt und dasselbe durch wiederholte Erfahrung gewöhnt, daß auch anderen Kindern Liebes und Gutes zukommen müsse, und daß der Gast sogar den Ehrenvorrang habe. Daß man nicht absichtlich die Ausbrüche des Neides hervorrufen dürfe, um über den komischen Ärger über gekränkte Standesrechte zu lachen, versteht sich von selbst.

Ein gewöhnliches und lobenswertes Mittel, die kindliche Selbstsucht zu beschränken und zu läutern, besteht darin, daß man das Kind früh ans Geben gewöhnt, und es durch ein dankbares Lächeln belohnt. Es muß lernen, von seiner Speise und dem Leckerbissen etwas abzutreten und die Freude des Beschenkten als reiche Entschädigung für das eigene Entbehren anzusehen. Leider wird bei diesem löblichen Bestreben oft und schwer gefehlt. Man bittet das Kind um ein Bißchen, beißt aber nur zum Schein ab oder giebt das Brosämlein zurück und bricht in Lob des guten Kindes aus, welches so gern giebt. So gewöhnt man das Kind an Heuchelei und pharisäisches Almosengeben. Man nehme das Dargebotene ja wirklich an — kein Kind bricht übrigens soviel ab, daß es sich wesentlich

beraubte — und hebe ihm, wenn man recht zart sein will, dasselbe auf, um es später als unerkannte Gabe zu spenden! Nur so erzieht man das Kind zu der herrlichen, echt menschlichen Tugend des Mitteilens und Wohlthuns.

Somit hätten wir denn das Kind bis zum Ende der Sprechlings-Periode begleitet, in welcher, wie in der zweiten Hälfte des Frühlings, die Knospen sich in größerer Zahl und immer rascher entfalten, so daß man kaum zu folgen vermag. Wie weit ist es in seiner Entwickelung gelangt? Das Folgende dürfte das Hauptresultat sein.

Das Kind bewegt Rumpf und Glieder im wesentlichen wie ein Erwachsener; es braucht seine Sinne vollkommener und bewußter als je; es ahmt Höheres, selbst Sprache und sittliche Handlungen nach; es übt sich im Urteilen, bringt es aber noch nicht zum klaren, in Worte gefaßten Urteile, zum Satze. Es hat sich in mancher Hinsicht schon so hoch über seine bisherigen Klassenkameraden, die Tiere, erhoben, daß es nunmehr mit vollem Rechte zu den höchsten Schülern dieser Erdenschule, zu den Studenten zählen kann.

Schon hat sich übrigens durch das zur Gewohnheit werdende Zusammenwirken der körperlichen und geistigen Kräfte und durch das von Erziehung und Lebensver-

hältnissen bewirkte, vielleicht auch schon von Geburt an angelegte Vorwalten gewisser Strebungen diejenige individuelle Eigentümlichkeit, freilich erst als matte Skizze, entwickelt, welche wir den Charakter nennen [21]).

Kinder dieses Alters zeigen in ihren Gesichtszügen und Bewegungen nicht nur, sondern auch in ihrem Denken und Wollen schon so bestimmte Eigentümlichkeiten, daß man oft genau vorhersagen kann, wie sich die einzelnen in bestimmten Fällen auf verschiedene Weise verhalten werden. Das eine Kind ist scheu, still in sich zurückgezogen, „schämerig“; das andere munter, laut, wild, zuthunlich und keck gegen Fremde; das eine lenksam und „fromm“ wie ein Lämmchen, das andere eigensinnig und störrig wie ein Füllen.

Daß solche Verschiedenheiten wirklich im wesentlichen angeboren sind, lehrt deutlich die Beobachtung von Zwillingen, welche überhaupt ein sehr dankbares Objekt für den Naturforscher sind. Ganz gleich behandelt und erzogen, welche Verschiedenheiten zeigen sie nicht schon im zweiten Lebensjahre!

Daß aber die Lebens- und Erziehungsverhältnisse von nicht geringerem Einflusse sind, ist sonnenklar.

Durch jene individuelle Verschiedenheit, durch ausgesprochenen Charakter erhebt sich denn wieder das Kind

um eine hohe Stufe über die Tiere. Die niederen wirbellosen und die wilden höheren Tiere sind alle so übereinstimmend, daß jedes Einzelwesen nur den Gattungscharakter trägt; unter den gezähmten Vögeln und Säugetieren giebt es einige, welche bestimmte, individuelle Charakterverschiedenheiten klar und deutlich zeigen. Wir hatten unter unseren Hühnern eins, das wir als Kinder das „menschenscheue“ nannten, ein anderes „den Schnapphahn“, ein anderes „den Griesgram“. So auffallend war ihr individuelles Benehmen. Noch mehr treten solche Nüancierungen des Gattungscharakters hervor bei Hunden und Pferden.

Aber was ist das alles gegen die unübersehbaren Schattierungen, welche der menschliche Charakter, und zwar schon in früher Jugend, offenbart! Wie einförmig, schablonenmäßig erscheint jedes, auch das höchste Tier, verglichen mit den tausendfachen Abstufungen der menschlichen Charaktere, welche, in der Einheit so mannigfaltig, alle, sei es auch noch so schwach und von den Schatten der Materie verdeckt, Spuren des göttlichen Hauches tragen, welcher ihnen Leben und Odem gegeben und sie zu seinem Ebenbilde geschaffen hat!

Anmerkungen des Herausgebers.

1. Schmerzempfindung.

Daß das neugeborene Kind unmittelbar nach seinem Eintritte in die Welt wirklichen Schmerz empfinde, scheint nach den Untersuchungen Preyers u. a. festzustehen, ebenso aber auch, daß dieser Schmerz keineswegs so heftig ist, wie man aus dem Schreien gewöhnlich schließt.

Jedenfalls gilt als sicher, daß Neugeborene gegen schmerzerregende Eingriffe viel weniger empfindlich sind, als im allgemeinen Erwachsene oder auch ältere Kinder. Das heftige Schreien ohne eine dazu im Verhältnis stehende Schmerzempfindung beruht darauf, daß die peripheren Nervenreizungen in der ersten Zeit völlig ungehemmte Reflexbewegungen auslösen, wie auch Sigismund wenigstens andeutet. Wie Preyer näher darlegt, nimmt die Reflexerregbarkeit für Berührungen mit der Zeit ab, wogegen die eigentliche Schmerzempfindlichkeit bis zu einem gewissen Grade wächst (Seele des Kindes, 4. Aufl., S. 71).

Bei manchen Kindern, die sich nicht normal entwickeln, bleibt die Schmerzempfindlichkeit jedoch auf einer niedern Stufe zurück. Sehr interessante, auf ihre Zuverlässigkeit hier nicht zu prüfende Untersuchungen finden sich bei Ottolenghi: La sensibilità e l'età. 1894. Vergl. auch Sollier, Der Idiot und der Imbezille. Deutsch von Brie, 1891, S. 45. Über die hieraus mit Recht oder Un=

recht gezogenen Folgerungen für die Entwickelung in sittlicher Beziehung siehe Anm. 21.

2. Irrtümer beim Saugen und bei Hautberührungen.

Das Saugen beruht auf einem Naturtriebe, der beim Kinde erst durch die Erfahrung richtig geleitet werden kann.

Über seine Bedeutung in geistiger Beziehung meint Preyer: „Die früheste zeitliche Verknüpfung einer Berührungsempfindung mit einer andern ist wahrscheinlich die durch das Saugen gegebene. Kommt die Brustwarze zwischen die Lippen, so folgt auf diese Tastempfindung die Empfindung des Nassen (der Milch) im Munde (zu welcher sich die neue Empfindung des Süßen gesellt). Hiermit ist die erste Tastwahrnehmung gegeben. Das Neugeborene macht eine seiner ersten Erfahrungen, die nämlich, daß auf eine gewisse Berührung mit den Lippen eine angenehme Empfindung im Munde folgt.“ (Seele des Kindes, S. 72).

Auffallend erscheint das Saugen an ungeeigneten Gegenständen im späteren Alter, wo das Kind doch durch die Erfahrung längst belehrt ist. Nicht selten sieht man sogar Schulkinder noch an den Fingern saugen.

Das weist nicht bloß, wie Preyer erwähnt, auf die Stärke des phylogenetisch sehr alten Sauginstinktes hin, sondern, wofern die äußere Erziehung das ihrige gethan hat, auch auf eine nicht völlig normale Entwickelung, die trotz des Alters nicht zur Beherrschung des Naturtriebes gelangt ist.

Edgar Bérillon ist geneigt, eine Fortsetzung dieser Triebäußerung auch in dem Nägelkauen vieler älteren

Kinder zu erblicken, das nach Voisin neben krankhaften geschlechtlichen Unarten hergehen soll. Siehe Die Kinderfehler, Zeitschr. für pädagogische Pathologie und Therapie, Jahrg. I, S. 129.

Ein hübsches Beispiel für einen anders gearteten Irrtum, zu dessen Erwähnung sich nur hier eine Stelle findet, erzählt Luigi Ferri. Als sich dem von ihm beobachteten kleinen Mädchen, — wir haben es hier allerdings schon mit einem späteren Alter zu thun, — eine Fliege auf die rechte Wange setzte, berührte es mit der Hand die linke, ein Zeichen, daß es wohl den Reiz empfand, aber noch nicht im stande war, ihn zu lokalisieren. (Note su una bambina, 1879. Die Kinderfehler, I, S. 24).

3. Sehen (Zwinkern).

Bei dem Knaben Preyers trat das Zwinkern bereits am 57. Tage ein, als der Vater schnell seinen Kopf dem Gesichte des Kindes näherte. (Seele des Kindes, S. 17.) Miß Shinn, die bei einem Mädchen in derselben Weise verfuhr, bemerkte das Zwinkern schon am 56. Tage (Notes on the development of a child, 1893, p. 19.)

4. Unterscheidung und Deutung des Gesehenen.

Preyer stimmt Sigismund hinsichtlich des Neugeborenen und der ersten Tage des Lebens bei, bemerkt aber ihm gegenüber für das zweite Vierteljahr (übrigens redet Sigismund nur von der 14. und 16. Woche), daß in dieser Zeit schon mehr als ein dumpfes Empfinden

des Hellen und Dunkeln vorhanden sein müsse, denn erstens trete die Konvergenz der Blicklinien viel früher auf, zweitens folge der Blick beider Augen bewegten Gegenständen viel früher, drittens werde durch laute Äußerungen des Vergnügens und Mißvergnügens über einzelne vor das Gesicht gehaltene Gegenstände früh bekundet, daß die räumliche Abgrenzung der farbigen oder dunkeln und hellen wechselnden Felder der Sehtafel entdeckt sei. Indessen dauere es geraume Zeit, bevor das Kind die farbigen, hellen und dunkeln, großen und kleinen verschwindenden und wieder erscheinenden Mosaikfelder deuten, verstehen und verwerten könne. (Seele des Kindes, S. 37 f.)

Bemerkenswert erscheint, daß das Sehenlernen des operierten Blindgeborenen (wegen seiner reicheren Tastempfindungen) viel schneller vor sich geht als beim Säugling.

Wie innig Tast- und Gesichtsvorstellungen Hand in Hand gehen, zeigt das Beispiel eines durch Dr. Franz operierten, übrigens sehr intelligenten Blindgeborenen, der runde, dreieckige und viereckige Figuren sofort nach der Operation richtig benannte (W. James, The principles of psychology, 1890, I, 210). An die Beihülfe des Tastsinnes ist auch bei einem operierten siebenjährigen Knaben zu denken, der keinen Gegenstand durch das Gesicht allein erkannte, über den er nicht mittelst anderer Sinne vorher etwas erfahren hatte. (Uthoff, Über das Sehenlernen eines blindgeborenen und mit Erfolg operierten Knaben, 1891. Siehe auch Anm. 14.

Eine neuerdings viel erörterte Frage ist die, wann das Kind die einzelnen Farben unterscheiden könne.

Preyer stellte an seinem Sohne mittelst der Ovale der

Magnus'schen „Tafel zur Erziehung des Farbensinnes" vom zweiten Jahre ab Versuche an, um genau den Zeitpunkt festzustellen, an welchem die Farben richtig benannt werden würden. Er kam zu dem Ergebnisse, daß Gelb und Rot die ersten richtig benannten Farben waren. Die richtige Bezeichnung von Grün und Blau trat viel später ein (Seele des Kindes, S. 6 ff.).

Uthoff fand in dem oben erwähnten Falle, daß Gelb zuerst erkannt und unterschieden wurde, was mit den Beobachtungen Preyers am kleinen Kinde übereinstimmt.

Ähnliche Versuche stellte Binet an; das von ihm beobachtete Kind bezeichnete jedoch am häufigsten Rot richtig. Eine große Unklarheit herrschte über Gelb und Grün.

Binet war jedoch im Zweifel darüber, ob sich die Unklarheit auf die Farben selbst oder auf den Namen derselben beziehe. Um klarer zu sehen, ersetzte er die Methode des Nennens durch diejenige des Erkennens („stumme Methode").

„Ich wollte sehen, sagt er, ob das Kind eine Farbe, die man ihm erst gezeigt und hierauf mit mehreren anderen vermischt hat, wiederfinden kann. Das Kind, welches an demselben Tage bei Anwendung der Nennmethode nur eine richtige Antwort für das Grün und zwei für das Gelb gegeben hatte, gab nun gleichmäßig neun richtige Antworten für das Grün und das Gelb, ebenso für das Rot, bei dem es sich nie täuschte. Es ist also festgestellt, daß das Kind in diesem Zeitpunkt völlig im stande ist, das Gelb vom Grün zu unterscheiden; wenn es sich bei Anwendung der Preyerschen Methode so oft täuscht, so kommt dies einfach daher, daß es Mühe hat, jede Farbe mit

einem bestimmten Worte in Verbindung zu bringen. Übrigens war auch Preyer schon auf diesen Gedanken gekommen." (Perceptions d'enfants. Revue philosophique, Dezember 1890.)

Nach den statistischen Untersuchungen Garbinis bekunden die Kinder im allgemeinen, daß sie im Verlaufe des zweiten Jahres bei Anwendung der stummen Methode, daß sie einzelne Farben, zunächst Rot, dann Grün, schließlich auch Gelb, zu unterscheiden vermögen; läßt man jedoch Kinder dieses Alters die Farbe benennen, so wird beispielsweise Rot nur von 50 Proz. richtig bezeichnet. (Evoluzione del senso cromatico nei bambini, 1894).

Preyers Kind unterschied zu Ende des dritten Jahres fast alle Farben, das von Miß Shinn beobachtete bereits am Schluß des zweiten. (Notes etc., p. 35.) Nach Garbini bekunden während der Zeit vom 37. bis 60. Monat durchweg alle Kinder nach der stummen wie auch nach der Nennmethode, daß sie sämtliche Farben zu unterscheiden wissen, wenn auch hin und wieder noch ein Irrtum vorkommt. Derselbe ist am seltensten bei Rot, dann folgen nacheinander Grün, Gelb, Violett, Blau.

Merkwürdig ist der Einfluß des Geschlechts; dreijährige Mädchen erkennen nach Garbini die Farben weniger gut als die Knaben in gleichem Alter, fünfjährige eben so gut und sechsjährige besser. So ist es auch bei der sprachlichen Bezeichnung.

Garbini schließt sein Buch mit dem pädagogischen Rate, die Ausbildung des (Gesichts- und) Farbensinnes durch angemessene Übungen zu unterstützen, die in ihrer Reihenfolge der natürlichen Entwickelung (s. oben) entsprechen. Ähnlich auch Preyer, Seele des Kindes, S. 14.

5. Geschmack und Geruch.

Ein hübsches Beispiel für das frühzeitig auftretende Geschmacksgedächtnis findet sich bei Pérez, Les trois premières anneés de l'enfants, p. 13: Ein Kind nahm am ersten oder zweiten Tage, ohne das Gesicht zu verziehen, Ricinusöl an, wies dasselbe aber einen oder zwei Tage später hartnäckig zurück.

Das Bittere und Sauere ist indessen, wie Pérez weiter bemerkt, nicht allen Kindern in gleichem Grade zuwider; man sieht deren viele, die im Alter von zwei oder drei Monaten ohne Widerwillen, ja wie mit Vergnügen, ekelhafte Dinge verschlucken.

Beharrt diese Unempfindlichkeit gegen übelschmeckende Dinge oder das Vergnügen an ekelhaft schmeckenden Gegenständen (Perversion des Geschmackes), so hat man es mit krankhaften Erscheinungen zu thun. Ein elfjähriges Mädchen aus einer Arbeiterfamilie sah ich gebrauchtes, mit Seife versetztes Waschwasser trinken; ein anderes, neunjähriges, Tochter gebildeter Eltern, erblich belastet, nahm Heringsköpfe aus der Hundeschüssel und sog sie aus.

Die Geschmacksverirrungen der Idioten sind bekannt. Siehe Sollier, Der Idiot und der Imbezille, S. 44. Vergl. auch Anm. 6. Über die Geschmacksempfindungen rhachitischer Kinder siehe Lichtenstein im Jahrbuch für Kinderheilkunde, Bd. 37, Heft 1, 1894.

Der Geruchssinn bei Neugeborenen wird von Sigismund nicht erwähnt und ist noch heute wenig erforscht. Pérez meint, daß Kinder im allgemeinen gegen gute wie schlechte Gerüche ziemlich unempfindlich seien. Wenn man auch auf die vieldeutigen Erfahrungen von Tiedemann

und Darwin, die gegen diese Ansicht sprechen sollen, nicht viel Gewicht legen will, so sind doch die Ergebnisse Kroners (Über Sinnesempfindungen Neugeborener, 1882) beachtenswert. Ein 18 Stunden altes Mädchen verschmähte hartnäckig die Brust, an deren Warze ein wenig Petroleum oder Bernsteinöl angebracht war, nahm aber gern die andere; wirkte der Riechstoff ein, so ließ es allmählich die Brustwarze los und schrie.

Die Entwickelung des Geruchssinnes geht verhältnismäßig langsam von statten, doch giebt er sich nach Pérez im 10. oder 12. Monat so ziemlich bei allen Kindern deutlich kund.

Wo er auch im späteren Alter noch völlig fehlt oder abgestumpft erscheint, hat man an krankhafte Beschaffenheit zu denken, wie andererseits auch ungewöhnliche Schärfe verdächtig ist. Siehe Sollier, a. a. O., S. 44.

Chrisman beklagt es in pädagogischer Beziehung, daß man der Entwickelung des Geruches so wenig Beachtung schenke, obwohl er ihm nur hinsichtlich der Nahrungsauswahl und als Quelle des Genusses eine besondere Bedeutung zuschreibt. (One year with a little girl. Educational Review, New York, 1895, Januarheft).

Über die psychologische Wichtigkeit des Geruches findet man manches Interessante bei Gießler, Psychologie des Geruches, 1895. Galton fand an sich selbst, daß man mittelst der Geruchsvorstellungen sogar rechnen könne (Arithmetic by smell. Psychological Review, 1894, p. 61).

6. Körperformen.

Über die Bedeutung gewisser Formen nicht nur des Schädels, sondern auch anderer Köperteile ist während

der letzten Jahrzehnte ein noch heute nicht beendeter heftiger Streit gewesen.

Besonders handelt es sich hierbei um die „fliehende Stirn" (die von der Nasenwurzel an nach oben sehr stark zurückweicht), um Asymmetrie des Gesichts (die man am deutlichsten daran erkennt, daß die Augenbrauen in ungleicher Höhe stehen und die eine Hälfte des Kinnes tiefer liegt als die andere), um Verschmälerung der Zahnbögen und Überzähligkeit oder ungleiche (oft schiefe) Stellung der Zähne, um auffallend hohe Wölbung des Gaumens, wie sie vielfach in Verbindung mit der Hasenscharte vorkommt, um seitlich abstehende übermäßig große Ohrmuscheln und angewachsene Ohrläppchen, um kurze, klobige, oft auch gar zu lange Hände, um Klumpfüße und dergleichen mehr. Derartige Mißbildungen pflegt man nach Morel, der zuerst in umfassender Weise die Aufmerksamkeit darauf lenkte, Degenerations- oder Entartungszeichen zu nennen.

Wie Sigismund andeutet, sieht man derartige Abweichungen beim Kinde nicht gern und sucht sie, wenn möglich, zu beseitigen. Künstler haben sich ihrer häufig bedient, um Abneigung oder Grauen gegenüber gewissen dargestellten Personen hervorzurufen. Es braucht bloß an Tizians Zinsgroschen und Max Klingers Salome (im Leipziger Museum) erinnert zu werden.

Sieht man von der keineswegs phantasiefreien Lehre Cesare Lombrosos ab, in der die Degenerationszeichen zur Konstruktion des Typus vom geborenen Verbrecher benutzt werden (Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. Deutsch von Fränkel, 1891), und zieht man aus dem Widerstreite der übrigen

14*

Meinungen das Mittel, so ergiebt sich wenigstens soviel, daß die erwähnten Mißbildungen, besonders wenn ihrer mehrere zugleich an einem Kinde vorkommen, auf ein zu mehr oder minder krankhaften Zuständen neigendes Gehirn schließen lassen, wenn auch nicht mit unbedingter Sicherheit (Vgl. Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters, 1887, S. 34 f.). Über die ursächlichen Beziehungen, in denen das Gehirn zu solchen Mißbildungen steht, ist Genaueres noch nicht ausgemacht.

Bei derartigen Kindern kommen auch häufig die früher (Anm. 1, 2 u. 5) erwähnten Absonderlichkeiten in der Sinnesthätigkeit vor; nicht selten erlernen sie langsamer das Gehen und die Greifbewegungen.

In pädagogischer Beziehung kann ich auf Grund langer Beobachtungen sagen, daß Kinder, die mit Degenerationszeichen behaftet sind, in der Schule, einzelne Ausnahmen abgerechnet, besonders in erziehlicher Hinsicht die meiste Mühe machen und vor allen anderen individuell behandelt sein wollen. Ich bemerke das nur für solche Eltern, die den Gedanken zu fassen vermögen, daß auch bei ihren eigenen Kindern die Gefahr des Mißratens nicht unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Macht sich beim Vorhandensein solcher Degenerationszeichen in den späteren Kinderjahren trotz sorgfältiger Erziehung fortgesetzt große Ungezogenheit bemerklich, so hat man sehr auf der Hut zu sein. Auch ist die Zuziehung eines Nervenarztes zu empfehlen. (Siehe meinen Artikel „Cesare Lombroso u. Sanitätsrat Baer über die moralische Natur des Kindes". Die Kinderfehler, I, 74 ff., 1896.)

Vgl. Lombroso, Criminal anthropology applied to pedagogy: The Monist. Okt. 1895. Siehe auch Anm. 21.

Über die von Sigismund gewünschten Körpermessungen siehe Sergi, Un primo passo alla pedagogia scientifica e la carta biografica. Con illustrazioni. 1892. Dazu meine Anzeige dieses Schriftchens in der Zeitschrift für Psychologie von Ebbinghaus und König, Bd. V, 91.

Die Nase und die zu ihr in Beziehung stehenden Gesichtspartieen werden in ihrer guten Ausbildung oft dadurch gehindert, daß der Nasenluftweg durch Wucherungen im Nasenrachenraume verlegt ist. Man erkennt dieses Übel am leichtesten daran, daß die betreffenden Kinder mit offenem Munde schlafen.

„Der Schlaf ist unruhig, denn sobald derselbe tief wird, sinkt die Zunge zurück, versperrt der Luft den Weg, so daß die Sauerstoffzufuhr ungenügend wird, das Kind wird infolgedessen halbwach, wirft sich herum, macht eine Schluckbewegung, um die Zunge wieder zu heben und einige tiefe Atemzüge zu thun, bis sie wieder von selbst zurücksinkt. Dieser Wechsel, der das Kind nie zur erquickenden Ruhe kommen läßt, wiederholt sich während der ganzen Nacht.

Warum wird doch das Kind meist von den Eltern ermahnt, den Mund beim Atmen zu schließen?

Vielleicht in richtiger Würdigung der Schädlichkeit des Mundatmens für das Wohlbefinden der Kleinen? Doch wohl nicht. Jeder Mensch bekommt von einem Kinde, welches mit herabhängendem Unterkiefer dasteht und „in die Welt gafft“, den Eindruck der Beschränktheit. Die Eltern wollen aber nicht, daß ihr Kind, welches, nebenbei bemerkt, gar nicht dumm ist, einen derartigen Eindruck mache. Wie oft hört man da nicht die strenge Weisung: „Mund zu!“ „Schau' nicht so dumm drein!“

In der That, der Gesichtsausdruck eines solchen Kindes

wird geradezu blöde, teilnahmlos. Die Nase, das Organ, welches naturgemäß zum Atmen benutzt werden sollte, ist außer Thätigkeit. Das Spiel der Nüstern, welches durch die Arbeit der den weichen Teil der Nase bewegenden Nasenmuskeln hervorgebracht wird, fehlt vollkommen. Dauert der krankhafte Zustand länger, so bleibt die Nase in ihrer natürlichen Entwickelung zurück, die äußeren Nasenöffnungen bleiben klein, schlitzförmig. Durch die mangelhafte Thätigkeit der Nasenmuskulatur und zugleich durch den Zug des herabhängenden Unterkiefers verstreicht die von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln hinabziehende Hautfurche, die man, mit Recht als das Zeichen eines scharfen Gesichtsausdruckes, beim Mienenspiel sonst so deutlich hervortreten sieht.

Wer Erfahrung in der Beurteilung des vorliegenden Übels besitzt, wird allein schon aus dem eben kurz gekennzeichneten Gesichtsausdruck auch in minder ausgeprägten Fällen schließen können, um was es sich handelt." (Lenzmann, Über den schädlichen Einfluß der behinderten Nasenatmung, 1890. S. 7.)

Da einmal von der behinderten Nasenatmung die Rede ist, so mag in Ermangelung einer besseren Stelle hier erwähnt werden, daß sie auch die geistige Entwickelung stark beeinträchtigt.

Nach dem Biologischen Zentralblatt (1888) hatte ein Kind während des ganzen ersten Schuljahres nur drei Buchstaben des Alphabets lernen können. Nachdem es von einer Wucherung im Nasenrachenraume befreit war, lernte es in einer einzigen Woche alle Buchstaben. Ein Danziger Arzt, Kafemann, der 2238 Schulkinder auf Wucherungen im Nasenrachenraume untersuchte, fand, daß

ausgesprochene Vergrößerung der Rachenmandel, also Behinderung der Nasenatmung, bei 7,8 Proz. der untersuchten Knaben vorhanden war. Von den Mädchen waren sogar 10,6 Proz. mit dem Leiden behaftet. Von diesen konnte ein Viertel als schwachsinnig bezeichnet werden. (Siehe auch Bresgen, Über die Bedeutung der behinderten Nasenatmung, 1880, und den Artikel von Viktor Lange in der Berliner Klinischen Wochenschrift, 1890, Nr. 6 u. 7. Über die Einwirkung der behinderten Nasenatmung auf die Aufmerksamkeit: Ribot, Psychologie de l'attention, 1889, p. 104.

7. Hören.

Unmittelbar nach der Geburt vermag das Kind nicht zu hören, da der äußere Gehörgang durch eine gallertartige Masse verschlossen ist und das Mittelohr noch zu wenig Luft enthält. Die ersten Gehörsempfindungen sind nicht leicht zu bemerken, doch glaubt Pérez im allgemeinen vor dem Ende der ersten vierzehn Tage eine große Empfänglichkeit für das geringste Geräusch feststellen zu können.

„Das Kind zittert und blinzelt mit den Augen, sobald es das Geräusch eines Stoßes, einer sich schließenden Thür, eines fortgerückten Hausgeräts, eines Straßenwagens, des Niesens, eines Gelächters, eines Schreies oder lauten Singens vernimmt. Vom ersten Monate an nimmt das Kind eine Menge Töne wahr; aber für eine große Anzahl anderer scheint es unempfänglich zu sein.“ (Pérez, Les trois premières années de l'enfant, p. 32.)

Viel später wird wahrgenommen oder vielmehr gefolgert, woher der Ton kommt. Das Kind Darwins

(Biographische Skizze eines Kindes. Kosmos, 1877. Kleine Schriften Darwins, Bd. II, 1886, S. 134.) vermochte das im Alter von sechs Wochen noch nicht, und Preyer schreibt diesen Fortschritt dem zweiten oder dritten Monate zu. „Der normal geborene Mensch hört anfangs nichts, dann nur einzelnes undeutlich, dann vieles undeutlich, und ganz allmählich erst in der Masse des undeutlich Gehörten einzelnes deutlich, schließlich vieles deutlich, und zwar unterscheidet er starke, hohe Töne eher als tiefe. Jede Mutter verliert tausend Worte, die sie ihrem Kinde zuspricht, zuflüstert, zusingt, ohne daß dieses nur ein einziges davon hört, und viele tausend Worte sagt sie ihm, ehe es eines versteht. Aber wenn sie es nicht thäte, würde das Kind sehr viel später sprechen lernen, abgesehen davon, daß ihr selbst das reinste Glück, die Mutterfreude, getrübt, ja fast zerstört werden würde.“ (Preyer, Seele des Kindes, S. 63.)

8. Sprechen.

Die von Sigismund gewünschte Untersuchung, ob dieses Lallen bei allen Kindern, auch anderer Menschenstämme, in ähnlicher Weise eintrete, und ob auch die Sprache der Naturvölker derartige Eigentümlichkeiten aufweise, ist mittlerweile begonnen und um ein gutes Stück fortgeführt worden. Abgesehen von einer Arbeit Taines ist hier an erster Stelle Fritz Schultzes Schriftchen „Die Sprache des Kindes“ (1880) zu nennen, sodann ein Vortrag von Gutzmann: „Die Sprache des Kindes und der Naturvölker“ (auszugsweise in den Verhandlungen des III. Internationalen Kongresses für Psychologie (1896), S. 434).

Was die erste Frage anlangt, so scheint festzustehen, daß die Anfänge der Sprache bei Kindern der Kulturvölker in der Weise übereinstimmen, wie es Sigismund andeutet; nur ist der Konsonant der Silbe zuweilen auch ein Zungenlaut (siehe Taine, Note sur l'acquisition du langage. Revue philosophique 1876, Nr. 1. Darwin, Biographische Skizze. Kleine Schriften II, S. 144 ff; Paola Lombroso, Saggi di psicologia del bambino, 1894, p. 5 ff.) In der Erklärung sind Preyer, Schultze und Gutzmann mit Sigismund einig, indem sie ebenfalls an das Saugen erinnern, bei dem ja auch die Zunge thätig ist.

Mit Bezug auf die Sprache der verschiedenen Völker sagt Schultze: „Schon hier erklärt uns die Kindersprache das Rätsel, warum über den ganzen Erdkreis das Wort für Vater und Mutter gebildet ist aus einem Vokal in Verbindung entweder mit einem Lippen- oder einem Zungenlaute und daher überall lautet: Papa, Mama, Baba, Wawa, Fafa, Nana, Dada u. s. w. Es sind das die ersten Silben, die das Kind aus physiologischen Gründen zu bilden vermag, und es ist sehr begreiflich, daß die Eltern diese ersten, an sich sinnlosen Lall-Laute des Kindes, gewissermaßen seine erste Anrede an Vater und Mutter, auf sich bezogen und davon ihren Namen empfingen. Hinsichtlich der europäischen Sprachen ist die Thatsache bekannt genug; es zeigt sich aber auch, daß in 57 bei Lubbock angeführten Negersprachen der Vatername labial Papa, Baba, Wawa, Fa, Fafa, in 17 Negersprachen lingual Da, Dada, Tada, Ada, Oda lautet; daß der Muttername in 15 Negersprachen labial als Ba, Ma, Mama, Anna, Oma, in 33 Negersprachen lingual als Na, Nana, Ne, Ni, Nde, erscheint" (Die Sprache des Kindes, S. 25. f.). Über die

sonstigen Lautverhältnisse, die für die Verwandtschaft von Naturvolk und Kind sprechen, siehe Schultze, a. a. O., S. 24.

Gutzmann findet (a. a. O.), daß das Sprechenlernen der Kinder eine deutliche Parallele zur Entwickelung der Sprache beim Menschengeschlecht überhaupt gebe (Ontogenese und Phylogenese der Sprache), und zwar sowohl hinsichtlich (1.) der phonetischen Elemente, wie auch (2.) der Sprachform und des Sprachinhaltes.

Betreffs der phonetischen Elemente unterscheidet er drei Perioden: a) Die Periode des Schreies. Im Anfang ist der Schrei nur Unlustäußerung, später wird er zur Lustäußerung. b) Die Lustäußerungen werden überwiegend. Das Kind ergötzt sich an der Hervorbringung von Lauten, die zum Teil den bleibenden Lauten der Muttersprache ähneln, zum Teil aber auch wieder verschwinden. Diese Laute liegen im ersten und zweiten Artikulationssysteme (Lippen und Zunge). c) Die Sprachlaute der Umgebung werden nachgeahmt. Zuerst die leichteren Laute (Schultzes Princip der geringsten physiologischen Anstrengung). Die Laute des dritten Artikulationssystems (Kehle) treten spät auf; bei manchen Naturvölkern fehlen sie. Statt der Reibelaute werden anfangs Verschlußlaute gesetzt; das Gleiche findet sich bei Naturvölkern. Das Kind neigt zu Reduplikationen [mille-mille (Milch), Täub-Täub (Taube), Wau-Wau (Hund)], ebenso die Sprache der Naturvölker. Nach Lubbock finden sich im Englischen, Deutschen, Französischen, Griechischen auf 1000 Wörter nur ungefähr 2 — 3 solcher Verdoppelungswörter, dagegen z. B. im Neuseeländischen 169 (bei Schultze, a. a. O., S. 25). Einige Laute in der Sprachentwickelung unserer Kinder, die nicht in die Volkssprache

civilisierter Nationen übergegangen sind, finden sich in der Sprache von Naturvölkern (Schnalzlaute). Sie sind also rudimentäre Erscheinungen.

Hinsichtlich der Sprachform und des Sprachinhaltes ist zu beachten: a) Der geringe Wortschatz, der die Zuhülfenahme der Geberde notwendig macht — Echosprache. — b) Die Art der Erzählung, die an Kleinigkeiten und Nebensachen festhält und auf ihnen mit besonderer Liebe verweilt (Neger, Bakairi). c) Das Zählen der Kinder und Naturvölker. d) Zu Anfang entstehen nur einzelne Beziehungen, Sammelnamen fehlen. Sammelnamen und Begriffe sind ebenso bei den Naturvölkern nur spärlich oder nicht vorhanden. e) Als Parallele dazu kann noch das Zeichnen der Kinder und Naturvölker angeführt werden. [Hierzu siehe Ricci, L'Arte nei bambini. 1893; Pérez, L'Art et la poésie chez l'enfant, 1888, p. 175; besonders aber Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch 1897. Kap. 10; Lukens, Children's drawings. Pedagogical Seminary, Oct. 1893; dazu die Bemerkungen von Clark, Educational Review, New York, Jan. 1897, p. 76 f.]

Eine bemerkenswerte Erscheinung, die von Sigismund nicht erwähnt wird, sind die sogenannten Wortmedaillen, nämlich an sich sinnlose Wörter, die das Kind neu bildet, eine Zeit lang gebraucht und dann wieder aufgiebt. Darwin berichtet von seinem Knaben (a. a. O., S. 145): „Gerade im Alter von einem Jahre that er den großen Schritt, ein Wort für essen zu erfinden, nämlich „mum"; was ihn aber darauf brachte, entdeckte ich nicht. Wenn er nun hungrig war, brauchte er, statt zu weinen, dieses Wort als ein Verbum, das da ausdrückte: „Gieb mir zu essen". Das Kind Taines bildete für dieselbe

Sache das Wort „ham“. Die Tochter Strümpells nannte mit 10 Monaten die Vögel, die sie vom Fenster sah, „tibu“ (Strümpell, Beobachtung eines weiblichen Kindes. Psychologische Pädagogik. 1880. S. 360). Ein von Paola Lombroso beobachtetes Kind sagte, wenn es irgend etwas haben wollte „pel“. Wahrscheinlich dachte es dabei ursprünglich an capello (Hut), da es alles, was ihm gefiel, auf den Kopf setzte oder legte (Saggi di psicologia del bambino, p. 10.)

Über die Verwandtschaft der Kindersprache mit den Lautäußerungen bei Tieren siehe besonders Romanes, Die geistige Entwickelung beim Menschen. Aus dem Englischen. 1893. — Das Verhältnis der einzelnen Wortarten in der englisch-amerikanischen Kindersprache hat Tracy eingehend behandelt (American Journal of Psychology, vol. VI, n. I). Hinsichtlich der Sprachstörungen bei Kindern giebt am besten Aufschluß: Gutzmann, Vorlesungen über die Störungen der Sprache (1893), wo auch manche andere von Sigismund aufgeworfene Fragen beantwortet sind. Zur erfolgreicheren Beobachtung der Lautverhältnisse in der Kindersprache macht sich das Studium der Phonetik nötig (Sievers, Grundzüge der Phonetik, 4. Aufl. 1893. Ufer, Pflege der deutschen Aussprache. 1896. Zu allem siehe die umfangreichen Ausführungen in Preyers Seele des Kindes, S. 225 — 381).

9. Lächeln und Lachen. Weinen.

Bei Lächeln und Lachen ist zu bedenken, daß diese Thätigkeit nicht nur auf dem Wege der angenehmen Em-

pfindung und Gemütsbewegung, sondern auch auf rein reflektorische Weise hervorgerufen werden kann, z. B. durch das Kitzeln der Fußsohle (das jedoch nach Tiedemann bei Kindern in der ersten Zeit wirkungslos ist).

Man sieht hieraus, daß die Lachbewegungen des Gesichtes wie auch der Sprachwerkzeuge auf einer organischen Disposition beruhen, die vererbt ist und sich auf entsprechenden Antrieb äußert. So erklärt es sich, daß Laura Bridgman lachte, obwohl sie blind und taub war, also durch Nachahmung nichts gelernt haben konnte, ferner, daß manche Kinder zuerst im Schlafe lächeln, nach Roemer schon in der zweiten Woche (Sigismunds „Traumvorboten“).

Das grundlose Lächeln vieler Säuglinge gilt als Zeichen eines krankhaften Zustandes. (Roemer, Über psychopathische Minderwertigkeiten im Säuglingsalter, 1892, S. 23). Die Angaben über das Auftreten des ersten Lächelns als Zeichen der Lustempfindung schwanken zwischen der 4. und 10. Woche.

Was das Lächeln der Tiere anlangt, so ist auf Darwins Buch „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und bei den Tieren“, deutsch 1872, zu verweisen. Man findet daselbst auch zwei interessante Beobachtungen über das Lächeln bei Kindern (S. 213 f), sowie eine hierher gehörige Vergleichung des Kindes mit Naturvölkern und Geisteskranken.

Das Weinen, d. h. das Absondern der Thränen nach außen, soll nach Darwin, Preyer u. a. bei Neugeborenen und ganz jungen Säuglingen gar nicht vorkommen, was indes zu den Beobachtungen von Schleich und Roemer nicht stimmt (Roemer, a. a. O., S. 24).

10. Schnelligkeit der geistigen Entwickelung.

Daß sich Mädchen im allgemeinen geistig schneller entwickeln als Knaben scheint allerdings gewiß zu sein. Siehe jedoch die Ergebnisse Garbinis (Anmerkung 4).

Über die Frage, ob sich ein „starkes" Kind schneller entwickele als ein zartes, hat Gilbert, wie Sigismund wünscht, statistische Untersuchungen wenigstens bei Schulkindern angestellt (1894), die ihm zu beweisen scheinen, „daß die physische Entwickelung viel Kraft verbraucht und damit die geistige hintan hält". (Studies from the Yale Psychological Laboratory, vol. II, 64; ein Auszug dieser Arbeit in der Zeitschrift für Psychologie von Ebbinghaus und König, Bd. X, 162 ff., der aber den Originalbericht nicht entbehrlich macht.) So würde sich vielleicht der Umstand erklären lassen, daß geistig bedeutende Männer anfänglich oft geringe Fortschritte gemacht haben.

11. Vorstellung von der Entfernung.

Mit Sigismund ist auch Preyer der Ansicht, daß das Kind die Vorstellung der Entfernung erst durch das Greifen erwerbe. Hiergegen äußert Miß Shinn: „Ich möchte das nicht sagen, denn lange bevor das Kind greifen kann, hat es wiederholt Gelegenheit gehabt, die Entfernung von bekannten Zimmergegenständen, denen es bald näher, bald ferner war, zu schätzen" (Notes, p. 85). Hierin scheint etwas Zutreffendes zu liegen, wenn man erwägt, welch große Rolle die Vorstellungen spielen, die durch die Augenbewegungen erzeugt werden. Siehe auch die Beobachtungen

von Tiedemann „Über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern“. Hessische Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst, Bd. II, 1787, S. 326.

12. Eindruck des Spiegelbildes.

Das besondere Wohlgefallen des Kindes an seinem Spiegelbilde bemerkte schon Tiedemann (Hessische Beiträge II, 491) und ist von allen späteren Beobachtern besonders hervorgehoben worden. Das Kind Sigismunds lächelte über sein Spiegelbild erst in der 27., ein anderes schon in der 17. und wieder ein anderes bereits in der 10. Woche. In der Erklärung stimmt Preyer (Seele des Kindes, S. 195) in der Hauptsache mit Sigismund überein (siehe auch Anm. 9).

Aus einem späteren Lebensalter berichtet Chrisman: „Im 25. Monate kletterte mein Mädchen auf einen Stuhl, der über zehn Fuß vom Spiegelsims entfernt stand und bewunderte sich im Spiegel; es wandte sich zuerst nach der einen Seite, dann nach der andern, machte allerlei Bewegungen mit den Händen, schnitt Gesichter u. s. w.“ (One year with a little girl. Educational Review, New York, Jan. 1895, p. 54.)

13. Eindruck von Musik. Rhythmus.

In dieser Beziehung scheinen große Verschiedenheiten zu bestehen. Wir weisen zunächst auf zwei Beispiele hin, die allerdings einem spätern Alter angehören.

Gutzkow berichtet von sich selbst (Aus der Knabenzeit, S. 61): „Der Knabe wurde ein Liebhaber der Musik,

lernte sogar die Flöte blasen, aber die Violine konnte er nicht streichen hören ohne vor Schmerz zu weinen, vor wirklichem physischen Schmerz. Der langgehaltene Strich der Geige schien sich eine Resonanz im Nervengeflecht des Unterleibes gesucht und dort gefunden zu haben. Die Eltern mußten ihn von jedem Tanzort fern halten".

Mozart hörte als Kind gern die Violine, aber die Trompete konnte er nicht ertragen und bekam, als der Vater dennoch einmal die Probe machte, heftige Krämpfe (Nohl, Musikerbiographien I, S. 6).

Hinsichtlich des Rhythmus stimmt Sigismund mit vielen anderen überein, nur nicht mit Miß Shinn. Das von ihr beobachtete Kind hatte für Rhythmus so wenig Sinn, daß er nicht einmal bei dem Behalten der Kinderreime zur Wirkung kam. Weit entfernt, den Rhythmus auf Kosten des Sinnes zu bewahren, wie es doch sonst bei Kindern gewöhnlich ist, hielt sich das Gedächtnis beständig an den Sinn auf Kosten des Versmaßes. Beim Hersagen schob das Kind durch den Sinn einigermaßen geforderte Ergänzungen ein, wodurch der Rhythmus stark gestört wurde. Erst am Ende des dritten Jahres zeigte sich für den Rhythmus einiges Gefühl (Notes on the development of a child, 1893, p. 120).

14. Entwickelung des menschlichen Gehirns.

Über diesen Gegenstand verdanken wir nunmehr Flechsig sehr wertvolle an Embryonen und Neugeborenen angestellte Untersuchungen.

Hiernach entwickeln sich zuerst diejenigen abgegrenzten Bezirke der Großhirnrinde, in denen die Sinnesempfin-

dungen und Vorstellungen ihren Sitz haben, und aus denen auch die motorischen Leitungen hervorgehen. Die einzelnen Sinnesgebiete (Sinneszentren) sind bei Neugeborenen noch ganz von einander gesondert, treten aber mit der Zeit durch sogenannte Assoziationsbahnen mit einander in Verbindung (Flechsig, Über die Assoziationszentren des menschlichen Gehirns. Verh. des III. Internationalen Kongr. f. Psych. zu München 1896. Vergl. dazu jedoch Flügels Ausführungen in der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, Bd. III, 401 ff.).

Woran es im einzelnen liegen mag, daß viele junge Tiere dem Kinde in mancherlei Hinsicht so weit voraus sind (hierzu siehe besonders Pérez, Mes deux chats in dem Buche Thierri Tiedemann et la science de l'enfant, 1881, p. 39 sv.), darüber läßt sich dann vielleicht Genaueres sagen, wenn auch das Gehirn der betreffenden Tiere auf entwickelungsgeschichtlichem Wege untersucht ist. Einstweilen sei auf Flügels Schrift über das Seelenleben der Tiere (1889) verwiesen.

15. Spiel.

Der erste, der auf die hohe Bedeutung des kindlichen Spiels für die Psychologie hinwies und zugleich den Versuch machte, diese Erscheinung psychologisch wirklich zu analysieren, war der Professor der Psychatrie an der Universität Kiew, J. Sikorsky (Le développement psychique de l'enfant. Revue philosophique, Avril 1885).

Während Sigismund in dem Spiele eine Äußerung des Willens sieht und andere darin einen Ausdruck des Schönheitsgefühles zu erkennen glauben, findet Sikorsky

in ihm nur die Äußerung der erwachenden Intelligenz, worin ihm neuerdings Colozza in seinem wertvollen Buche Il giuoco nella psicologia e nella pedagogia (1895) widersprochen hat.

Auf Colozzas Buch, dem noch eine „Pathologie des Spiels“ folgen soll, müssen alle diejenigen verwiesen werden, welche über diesen umfangreichen Gegenstand wissenschaftliche Belehrung suchen.

Hier mag nur noch hervorgehoben werden, daß alle gesunden Kinder gern spielen, und daß es daher für ein Kind in geistiger Hinsicht kein gutes Zeichen ist, wenn es, ohne körperlich krank zu sein, zum Spiele dauernd keine Neigung zeigt (siehe Sollier, Der Idiot und der Imbezille, S. 87 ff; vgl. auch Trüper, Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter. 1893).

16. Anfang des Denkprozesses.

Ein ähnliches Beispiel findet sich bei Preyer (Seele des Kindes, S. 58); „Am 319. Tage schlug das Kind mehrmals mit einem Löffel auf einen Teller. Dabei geschah es zufällig, daß es mit der freien Hand den Teller berührte, der Schall wurde gedämpft, und der Unterschied frappierte das Kind. Es nahm nun den Löffel in die andere Hand, schlug damit auf den Teller, dämpfte wieder u. s. w. Abends Wiederholung des Versuches mit gleichem Erfolge. Offenbar war die Kausalitätsfunktion stark hervorgetreten, da sie das Experiment wachrief. Die Ursache der Dämpfung mit der Hand, lag sie an der Hand oder am Teller? Die andere Hand wirkte gerade so dämpfend, also an der einen Hand haftete die Ursache nicht. So

ungefähr muß sich das Kind seinen Schalleindruck interpretiert haben, und zwar zu einer Zeit, in der es noch nicht ein einziges Wort der späteren Sprache kannte". Dazu bemerkt indessen Pérez: „Diese Thatsache beweist dem ausgezeichneten Beobachter einen bedeutenden intellektuellen Fortschritt. Liegt aber hier nicht ein doppelter Irrtum vor, sowohl hinsichtlich der Thatsache, wie hinsichtlich der Auslegung? Wir haben ein Kind vor uns, das durch eine voraufgehende Erfahrung gereizt wird, einen gedämpfteren Ton hervorzubringen als der war, den es zuerst erzeugte; a priori wäre das Gegenteil wahrscheinlicher. Aber wenn man nun einmal die Thatsache gelten läßt, so kann man zu ihr einen viel einfacheren Grund finden als denjenigen, auf den der Vater verfallen ist. Das Kind kann zur Wiederholung seines Thuns veranlaßt worden sein durch die angenehme Empfindung der auf seine Hand zurückgeworfenen Erschütterung, sowie durch das Vergnügen, eine tönende Arbeit mit zwei Armen zugleich zu vollbringen: kurz, durch das Gefühl einer größeren Kraftentwickelung. Da würde es sich nur um Gehörseindrücke, verbunden mit Gesichts-, Tast-, und Muskelempfindungen, handeln. Ich kann mir aber nicht denken, wie die Vorstellung der Kausalität in Form eines für ein Kind dieses Alters ziemlich verwickelten Urteils bei diesen Umständen thätig sein soll." (Les trois premières années de l'enfant.)

17. Furcht.

Nach den neueren, übrigens mehr beschreibenden, als wirklich erklärenden Ausführungen Mossos (Die Furcht. Deutsch von Finger 1889) ist das Auftreten der Furcht von

der Erfahrung zunächst durchaus unabhängig, also auf organische Dispositionen zurückzuführen, die vererbt sind. Am deutlichsten zeigt sich das im Tierreich.

Ein 10tägiger Truthahn, der noch keinen Falkenschrei vernommen hatte, entfloh, als er denselben aus der Nähe hörte, mit Blitzesschnelle und verkroch sich in einen Winkel, wo er mehr als zehn Minuten lang still zusammengekauert und regungslos verblieb.

Spalding nahm eine Brut von wochenalten Hühnchen und ließ, während sie auf der Wiese um die Henne piepten, einen Falken steigen. Sofort suchten die Küchlein im Grase und zwischen den Sträuchern sich zu verkriechen. Die Henne, welche von klein auf eingeschlossen gehalten worden war, damit sie bezüglich ihrer Feinde keine Erfahrung mache, stürzte sich, als sie den Falken herabschießen sah, mit einem solchen Ungestüm auf ihn, daß sie ihn gewiß getötet haben würde. Eine aufgelassene Taube machte auf die Henne und die Küchlein keinen Eindruck (Mosso, a. a. O., S. 204).

In manchen Familien ist die instinktive Furcht vor gewissen Tieren in besonderem Grade erblich und beharrlich, wie auch Sigismund andeutet.

Ich hatte einmal gegen eine meiner Schülerinnen, eine 10jähriges erblich belastetes Mädchen (mit Hasenscharte), auf eine Maus angespielt, die im Schulzimmer gesehen worden war. Darauf kam die Mutter zu mir mit der Bitte, so etwas doch nicht wieder zu thun. Ihre ganze Familie habe vor Mäusen Furcht; das Kind sei durch meine Erwähnung der Maus noch zu Hause sehr beunruhigt gewesen; eine andere Tochter habe früher beim Anblick einer Maus Krämpfe bekommen u. s. w.

Im ersten Jugendalter ist die Furcht vor kleinen Tieren etwas ganz Gewöhnliches, wenn sie auch nicht immer in gleichem Grade stark erscheint. Wenn sie aber beharrt oder sich gar steigert, ohne daß dies auf üble Erfahrungen zurückgeführt werden könnte, so hat man an einen nicht normalen Zustand des Nervensystems zu denken.

Als Zeichen psychopathischer Minderwertigkeit sieht Roemer auch gewisse gesteigerte Angstzustände bei Säuglingen an, wie Angst vor dem Baden, vor dem Ertrinken, vor Fremden, Furcht vor dem Alleinsein u. s. w. und giebt zu deren Beseitigung gute Ratschläge (Psychopathische Minderwertigkeiten im Säuglingsalter, S. 14 ff.).

In das Gebiet der krankhaften Erscheinungen gehört auch das besonders im Alter von drei bis sieben Jahren häufig vorkommende Aufschrecken der Kinder während der Nacht (Pavor nocturnus), das wahrscheinlich von außerordentlich lebhaften Träumen herrührt.

Im Verlaufe der durch die Erfahrung begründeten geistigen Entwickelung nimmt die Furcht der Kinder, wie schon angedeutet, in mancher Beziehung ab, in anderer hingegen zu. Der Erwachsene fürchtet sich vor einer geladenen Pistole mehr und vor einer leeren weniger als das Kind (Vgl. Tracy, Psychology of Childhood, 1896, p. 47).

Chrisman hat über die Äußerungen der Furcht bei seinem Kinde sehr eingehende und interressante Mitteilungen gemacht (One year with a little girl. Educational Review, New York, Oct. 1895, p. 64 ff.). Eine wertvolle Studie bietet Alfred Binet: La peur chez les enfants (L'Année psychologique II, 1896).

18. Gehen.

Siehe hierzu nunmehr Ploß, Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. 1881. Das Buch berücksichtigt, wie Sigismund wünscht, die verschiedenen Völker der Erde.

Statt des im Texte empfohlenen Buches der Gebrüder Weber ist jetzt auf Vierordt, Das Gehen des Menschen (1881) zu verweisen.

19. Nachsingen und Nachsprechen.

Die anderweitig gemachten Beobachtungen stimmen allerdings nur teilweise zu der Vermutung Sigismunds, doch ergiebt sich aus ihnen soviel, daß das Singen im allgemeinen jedenfalls zu den frühesten nachahmenden Thätigkeiten gehört, und daß es bei Kindern, die noch nicht sprechen können, häufig vorkommt.

Wahrscheinlich handelt es sich aber im letzteren Falle um ererbte Begabung für Musik. Der Sohn des Tonpsychologen Stumpf sang im 14. Monat die Tonleiter nach; der Sohn des Kapellmeisters und Komponisten Dvorack vermochte mit einem Jahre der Wärterin bereits den Fatinitzamarsch nachzusingen; nach $1^1/_2$ Jahren sang er Liedmelodieen mit Klavierbegleitung, war aber zur Aussprache des Textes noch vollständig unfähig und ersetzte denselben durch einige Silben aus seinem kleinen Wortschatz (Preyer, Seele des Kindes, S. 59).

Das von Miß Shinn beobachtete Kind, dessen Vater einer durchaus unmusikalischen Familie angehört und

dessen Mutter in dieser Beziehung nur mittelmäßig begabt ist, war im 16 Monate noch nicht fähig, einen Ton nachzusingen; erst in der zweiten Hälfte des 40. Monats zeigten sich sehr bescheidene Fähigkeiten (Notes on the development of a child, p. 112). Ein von Preyer erwähntes Kind versuchte im 14. Monate ein ihm vorgesungenes Lied nachzusingen, was ihm aber nur sehr unvollkommen gelang.

Miß Shinn findet auch in dem Singen des kleinen Kindes eine Ähnlichkeit mit dem Gesange der Naturvölker, ja der Vögel (vgl. hierzu neuerdings Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. 1894) und führt dieselbe auf die Verwendung von gewissen ursprünglichen Intervallen zurück. Beim Gesange eines unmusikalischen Kindes trete diese Verwandtschaft natürlich am stärksten hervor (Notes, p. 128).

Genaue Untersuchungen über die Entwickelung der Singstimme bei Kindern stellte Garbini an (Evoluzione della voce nei bambini. 1889).

20. Linkshändigkeit.

Neuere Forscher erblicken in der Linkshändigkeit, besonders wenn sie dauernd ist, ein Anzeichen für die nicht ganz normale Beschaffenheit des Gehirns, die oft gleichzeitig als Sprachstörung zum Ausdruck gelangt.

Schwachsinnige, nervöse, epileptische, hysterische und blutarme Kinder schreiben in der ersten Zeit oft mit der linken Hand, wodurch sogenannte Spiegelschrift entsteht, d. h. Schrift, die, um lesbar zu werden, vor den Spiegel

gehalten werden muß. Zuweilen schreiben jedoch auch Kinder, die erst seit kurzem mit dem Schreiben begonnen haben, unter Verwendung der rechten Hand Spiegelschrift. (Vgl. Soltmann, Schrift und Spiegelschrift bei gesunden und kranken Kindern. 1890. Piper, Schriftproben von schwachsinnigen Kindern. 1893).

Über die Natur und die Voraussetzungen des Schreibvorganges siehe in dieser Beziehung Preyer: Zur Psychologie des Schreibens. 1895. S. 33 ff. Besonders interessante Fälle berichtet Strack: Mirror writing and left-handedness. The Pedagogical Seminary, vol. II (1893), p. 236 ff.

21. Sittliche Entwickelung.

Die Frage, ob die Anfänge der sittlichen Entwickelung ausschließlich ein Ergebnis der erziehenden Umgebung seien oder ob auch hier Angeborenes mitwirke, ist neuerdings wieder lebhaft erörtert worden.

Cesare Lombroso ist der Ansicht, daß der Mensch nur das Böse mit auf die Welt bringe, daß dies aber, sagen wir kurz, beim normalen Menschen mit der Zeit überwunden werde und der ethischen Entwickelung Platz mache, wie beim Fötalleben niedere Formen den höheren. Manche nicht normale Menschen hingegen blieben infolge ihrer körperlichen Organisation (vergl. Anm. 6) auf der Kindheitsstufe oder, was für ihn dasselbe ist, auf der Stufe der Naturvölker zurück; sie hätten nicht die Fähigkeit sich der Mitwelt anzubequemen, sich in die Gesellschaftsordnung zu fügen und seien daher „extrasozial".

(Entwickele sich beispielsweise die in Anm. 1 erwähnte Empfänglichkeit für Schmerzeindrücke nicht, so habe der Mensch für die Leiden anderer kein Verständnis, es fehle ihm die Bedingung des Überganges vom Egoismus zum Altruismus.) Daher gebe es „geborene Verbrecher", die sich auch durch körperliche Merkmale als solche kennzeichneten.

Lassen wir Lombrosos Theorie vom „geborenen Verbrecher", der kürzlich noch u. a. Baer (Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung, 1893, in umfassender Weise widersprochen hat, hier beiseite, so bleibt doch noch die Frage, ob das Kind sittlich wirklich auf einer so niederen Stufe stehe, wie Lombroso annimmt, daß es nämlich das Urbild des Verbrechers darstelle.

Die Beobachtungen von Moreau, Bain, Pérez, Sigismund, Maudsley und vielen anderen weisen allerdings darauf hin, daß das Kind besonders in den ersten Lebensjahren wenigstens nicht „gut" ist in dem Sinne, wie eine bekannte Stelle der Heiligen Schrift vielfach ausgelegt wird.

Diejenige Eigenschaft, welche am stärksten hervortritt und die Quelle vieler Unarten ist, besteht im Egoismus, über dessen ursprüngliches Vorhandensein beim Kinde alle Beobachter einig sind und den Sigismund so anschaulich schildert. Die ursprüngliche Selbstsucht des Kindes ist so natürlich; daß es nicht nötig erscheint, darauf näher einzugehen, „sie ist nur der Ausdruck der ersten Lebenspflicht, die darin besteht, auf Kosten anderer zu wachsen, zu gedeihen". Erst wenn der Organismus fertig ist, muß er auch für andere übrig haben (Tarde, L'Atavisme morale. Archives d'anthropologie criminelle, 1889, p. 253).

Hieraus ergiebt sich auch, daß der Egoismus des Kindes nur allmählich abnimmt. Mein Kollege Herr Thieme teilte mir kürzlich mit, daß ein Knabe des ersten Schuljahres von dem Sternthalermädchen (in dem bekannten Märchen), das alles weggiebt, gemeint habe: „Die ist aber schön dumm!“ Später berichtete Hollkamm (Praxis der Erziehungsschule 1897, S. 2) ganz ähnlich. „Ein geweckter $6\frac{1}{2}$ jähriger Knabe aus guter Familie antwortete mir auf die Frage, ob er es auch so machen wolle wie das Sternthaler Mädchen: „Sau dumm mößt ick sin!“ (So dumm müßte ich sein!) Über den allmählichen Übergang vom Egoismus zum Altruismus hat Ansosso sehr interessante statistische Untersuchungen angestellt. (Das Ehrbarkeitsgefühl bei Kindern. Die Kinderfehler (1896) I, S. 138).

Von den vielen anderen, zum Teil mit dem ursprünglichen Egoismus zusammenhängenden bösen Eigenschaften, die das Kind nach Lombroso besitzen soll, ragt besonders der Hang zur Grausamkeit hervor. Aber Sully hat mit Recht darauf hingewiesen, daß beispielsweise bei der Tierquälerei weniger eigentliche Grausamkeit, als vielmehr die natürliche Lust am Erproben der Kraft, die Neugier, das Bedürfnis nach Unterhaltung u. dergl. im Spiele sei.

Alles in allem genommen finden wir beim Kinde gar vieles, was, äußerlich angesehen und mit unserem sittlichen Maßstabe gemessen, anstößig erscheint, was aber psychologisch durchaus verständlich und bei der Bildsamkeit des jungen Menschen unbedenklich ist. Von den Grenzen dieser Bildsamkeit, d. h. wie weit gewisse Charakterzüge angeboren und durch die Erziehung nicht wesentlich umgebildet werden können (vergl. hierzu Ölzelt-Newin,

über sittliche Dispositionen. 1892), weiß man bis jetzt so wenig, daß man gut thut, an dem Erfolge erziehlicher Bemühungen nicht zu verzweifeln, selbst bei jenen Ärmsten nicht, die infolge krankhafter Beschaffenheit des Nervensystems mit der ethischen Entwickelung gesunder Kinder nicht gleichen Schritt halten.